Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 10 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **16. August 1907**

Spiel und Ernst.

Feiert ihr die Feste, wie sie fallen, oder fallen sie, wie ihr gern feiert? Jedenfalls bleibt Swinemünde Episode. Und wir wollen hoffen, daß nicht Unangenehmes noch nachsickert. Möglich bleibt bei uns immer Mancherlei, und was unmöglich schien, ist, ach, allzu oft schon schmerzliches Ereignis geworden. Im Großen und Ganzen gings diesmal; kein lautes Pressebrimborium, keine überschwingenden Reden, keine Drohung nach außen. Daß Manches wieder den Verlust guter Tradition verrieth, wollen wir, froh des immerhin Erreichten, nicht allzu laut beklagen. Die Seepredigt, zum Exempel, konnte vermieden werden; die Erwähnung des gegenwärtigen Zustands der russischen Flotte in der Antwort auf die höflichen Worte des Zaren mußte es. Und das Gefackel über das Aufleben des Gastes in der Sicherheit deutscher Panzer war eine Taktlosigkeit, die ihresgleichen suchte. Eine Unvorsichtigkeit dazu; alle Monarchen werden heute von den Wachthabenden mit Zeitungsausschnitten gefüttert. Glaubt ihr, daß es unsern Beziehungen zum Reich des weißen Zaren nützt, wenn Herr Iswolskij seinem Beherrscher die Fahnen vorlegt, auf denen er als eine Memme geschildert wird, die in der Fremde auflebt? Besser war, daß wir mit vorsichtigem Finger nur auf die möglichen politischen Folgen zeigten (Ein paar Entgleisungen gabs. „Man sah", wie Goethe bei den Weiblein zu Hühnefeld, „sie sind guter Hoffnung, oder wollens werden".); unklug wieder, wie lärmend und schrill darüber gejauchzt wurde, daß der Isolationsring, der uns umgiebt, im Osten ein Loch habe. Seht ihr, heißts nun in den fremden Cabinetten, daß sie unterm cauchemar des coalitions litten und die lächelnde Miene nur Maske war? Fraglich freilich bleibt, ob die Haltung unserer Offiziösen ganz freiwillig war. Vielleicht hat Herr Iswolskij schon vorher mit der Zaunlatte gewunken und, für den Fall der Nichtbeachtung, Unannehmlichkeiten in Aussicht gestellt. Wer für die Derbheit der russischen Presse ein Ohr hatte, konnte, mußte fast auf den Gedanken kommen, als ob schon Begonnenem im Keim noch der Garaus gemacht werden sollte. Zu eifrig schon war von der Lockerung des Zweibunds gesprochen worden, bei uns, wo so oft doch der Kanzler vor den Extratouren unsrer südlichen Liebsten beide Augen zugedrückt hatte.

Politischen Ertrag wird das Wasserballett schwerlich haben. Rußlands Leib streckt sich wohlig auf dem weichen Eisbärfell. Entente mit Japan, Alliance mit Frankreich, Entente mit England, Einvernehmen mit Oestreich und — hundertmal konnte es die frohe Botschaft in den letzten Tagen hören — „traditionelle Freundschaft" mit uns. Mehr kann, nach den Ereignissen der letzten Jahre, kein Vernünftiger verlangen. Dazu die heute im Innen nirgends ernstlich bedrohte Lage der Regierung. Das Alles wurde ohne riskante Engagements und ohne uns erreicht. Wärs zu verantworten, wenn Herr Iswolskij, der, ohne unsre allzu hitzige Werbung, jetzt vielleicht am Pariserplatz säße, einen so erfolgreichen Kurs änderte? Wir wagtens selbst nicht zu hoffen, und im Auslande ward es von keinem Hellen befürchtet. Die englische Presse, wie immer in Dingen, die den nationalen Instinkt berühren, wundervoll; ruhig, sachlich, fast loyal (daß die Bierreisen und Verbrüderungsfeste daran unschuldig sind, braucht man Erwachsenen wohl nicht beweisen); kühl wird erklärt, daß man sich über das Schicksal des russisch-englischen Abkommens keinerlei Sorge mache, an Aenderungen in der allgemeinen Lage überhaupt nicht glaube, und kein Gifttropfen ins Kredenzglas

geträufelt. Morgen ist Eduard Wilhelms Gast, und da man so ziemlich am Ziel des Wünschbaren ist, auch Frankreich die von Freund Clemenceau etwas allzu heiß aufgetragene Marokkanersuppe nicht durch Provokationen versalzen möchte, reagierte man weder sauer noch alkalisch und blieb verständig neutral. Selbst in Frankreich blieb Alles ruhig; der übliche Schimpf übers Moselthal blieb aus, und nur ein paar Gegner des Cabinetts benutzten die Gelegenheit, Herrn Clemenceau ein Bischen am Lederzeug zu flicken. Unruhe? Nirgends. Und wenn, wie Harden meint, Herr Iswolskij Mariannchen, dem Flattergeschöpf, eine kleine Lehre ohne Worte geben wollte, so hat sie die Situation jedenfalls rasch erfaßt. Andre Gründe für das Verhalten der französischen Presse bleiben. Was die Herrn in Casablanca angezettelt haben, war ohne England und Rußland nicht zu machen; noch weniger aber ohne uns.

*

Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre, Schlüg ich bei so zweideutgem Vorfall Lärm; Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch, Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.

Und würd' mich dann, Euer Durchlaucht, auf märkische Weise fassen und Herrn Clemenceau in der höflichsten Tonart fragen, ob das Atlasspektakel im selben Tempo weitergespielt werden soll. Schließlich kann die Geschicklichkeit, mit der die Sache an der Seine betrieben wurde, für uns doch keinen Grund abgeben, schwachgemuth weiter zu krebsen. Allzuviel an Prestige haben wir schon an diesen Erdwinkel gesetzt. Vor zwei Jahren standen wir Wochen, Monate hindurch vor der Kriegsgefahr, fuhr der Kaiser nach Tanger und demonstrirte, ein Jahr zu spät, gegen Delcassés und seiner Consortialen Pläne, die die Souveränität des Scherifen bedrohen sollten. Sinn der merkwürdigen Worte: „Das muß ein Mann mir sagen, eh' ichs glaube. Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt, schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn." Algeciras kam und unser Rückzug. Kaum ein Jahr ists jetzt her. Von Allem, was auf dem famosen Flitterwisch steht, ist nichts in Geltung. Die Polizei ist nicht organisiert, Frankreich ist als Vormacht längst anerkannt und hat schon beträchtlich mehr, als Herr Delcassé in den heißesten Hundstagnächten je zu erträumen wagte. Herr von Holstein, der auf dem richtigen Wege war, wurde aus dem Amt gedrängt, und muß sich noch heute drum von Tschirschkys Leuten „verbohrten Haß und senilen Eigensinn" vorwerfen lassen. Vor Monaten ward in Udschda (wo, am 14. August 1844, Abd er Rahman von den Franzosen geschlagen wurde) schon eine Belastungsprobe unserer Geduld vorgenommen; das Land ist heute noch besetzt. Dann kam Herr Etienne nach Kiel und sondierte. Stimmts oder stimmts nicht, daß er den Leuten am Quai d'Orsay melden konnte: von Deutschland habt ihr, was ihr auch thut, nichts zu fürchten? Wozu noch lange warten, wenn die Gunst des Augenblicks ruft. Durch Gewissenskrupel war Herr Clemenceau in seinem Leben schwerlich viel gequält. (Schon Manchen mag, wenn er die irren Gänge dieses nüchternen Mediziners übersah, Rivarols Witz über Mirabeau ins Gedächtnis getreten sein: Il est capable de tout pour de l'argent, même d'une bonne action.) Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann; nicht nur für Deutsche hats ein Deutscher gesagt. Die Nordlandreise wurde angetreten, der Kanzler ging nach Norderney; Herr Clemenceau saß in Paris und erledigte die noch nöthigen Kleinigkeiten. Die französischen Einflüssen nicht unzugängliche Nowoje Wremja darf den Werth des Zweibundes erörtern; ein paar Jahrgänge des Heeres werden vor der Zeit entlassen, und unter Protest nehmen ein paar der tüchtigsten Generale ihren Abschied. Stehts so? Sicher, der alte Chirurgus denkt momentan nicht an eine Operation. Ueberdies geht er nun, nach aufreibender Thätigkeit, zu den alten Heilquellen Karlsbads. Swinemünde, Wilhelmshöhe, Ischl stehen vor der Thür: in stillem Festschlummer ruht die sommermatte Europa und träumt nur noch von Entrevuen und Friedensengeln.

Unsanft und jäh wird das Idyll gestört und durch die Schwüle zittert das Gestöhn qualvoll hingemarterter Menschen. Von Marokko kommts, und mischt sich mit dem fanatischen Gebrüll halbirrer Rachsucht. Herr Pichon eilt vom Schweizer Jura herbei und Clemenceau erbittet sich, nach Karlsbad, Auskunft. Denn er hat ja vor zwei Tagen schon Paris verlassen, von dem, was vorging und vorherging, natürlich keine Ahnung. Also lange Depeschen von, noch viel längere nach Paris. Kein Engel ist so rein. Schleunigst werden die Mächte benachrichtigt, wird mitgetheilt, daß so unerhörter Frevel bestraft werden müßte.

Einverstanden. Alle; wir vornan, versteht sich. Wo wären wir nicht die Ersten, wenn das Allgemein-Menschliche in Frage steht. Waren die Schiffe schon seeklar? Wir wissen es nicht; wissen nur, daß das Bombardement von Casablanca begonnen hatte, ehe man auch nur genau wußte, was eigentlich los war. Wissen heute, daß die Vorgänge so, wie sie sich abspielten, nimmermehr ohne Vorbereitungen möglich waren, wissen endlich, daß unsre Genies aus der Wilhelmstraße sich glatt über den Haufen rennen ließen. „Une excellente journée", jubelte, mit gutem Fug, der Figaro. Und während die Times mit dem aufmunternden Zuruf bei der Hand war, ein Papier könne jetzt nicht die Richtschnur des Handelns abgeben, las man bei uns im Lokalanzeiger: „Unter den Forderungen Frankreichs ist die weitaus bedeutsamste die, der Maghzen habe für die Sicherheit der Franzosen in Fez sowie im gesamten Landesinnern kräftigst Sorge zu tragen. Dieser kategorische Auftrag erscheint zum ersten Male und scheint denen Recht zu geben, die von der Möglichkeit eines Fortschreitens der Besetzung von Udschda in der Richtung auf Fez sprachen". Was zur Provokation der Marokkaner gethan werden konnte, wurde gethan. Ganz Casablanca liegt in Schutt und Asche, auch die Moschee, Frankreich hat über dreitausend Mann auf dem Festlande stehen, eine kleine Flotte vor dem Trümmerhaufen liegen, und einen regulären Krieg, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Der Weg von Casablanca nach Udschda führt über Fez. Mehr brauchts zur Zeichnung der Situation nicht. Der Sultan weiß nun, wer allein am Atlas zu gebieten hat, und wird sich künftighin t nach richten. Unsre Rolle an diesem Punkt der Erde ist definitiv zu Ende. Und die an manchem andern, davon wird noch zu reden sein, bedroht. Was wird Herr von Kiderlen im Yildiz antworten, wenn Abdul Hamid fragt, ob er das Grab für seine auf Deutschland gesetzten Hoffnungen nun auch bald schaufeln lassen könne?

Neben dem, was jetzt gemacht wird, ist Algeciras Kinderspiel. Doch wir rühren uns nicht. Zahlen Jahr vor Jahr eine Milliarde für die Erhaltung unsrer Wehrkraft, lehnen mit brüskem Wort die Diskussionbeteiligung auf Rüstungsbeschränkung ab, — und schlucken Alles, was kommt. Auf ein Jahrzehnt hinaus getraute sich, rechts und links, Keiner mehr gegen uns zu muckfen: Das war zu erreichen. Ohne Krieg... Wozu doch? Niemand verlangt ja danach. Ruhe zu halten, ist des Deutschen erste Pflicht. Auch wenns nicht Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist, der die Ruhe stört, klingt uns die unfürstliche Frage ans Ohr: „Wozu die Stadt aus ihrem Schlummer wecken?" Karl Schnitzler.

Der Krieg. Von Carl Jentsch.

Jahrtausende vor Darwin hat die Menschheit gewußt, daß unaufhörlicher Kampf das Loos aller Lebendigen ist. Herr Walther singt: „swaz kriuchet unde fliuget und bein zur erde biuget, daz sach ich, unde sage iu daz: der keinez lebet âne haz. Daz wilt und daz gewürme die strîtent starke stürme." Und wiederum lange vor Darwin hat sich den Denkenden die Einsicht in die Notwendigkeit dieses Zustandes gerade für den Menschen erschlossen. Die Kampfesart war es, die mit den andern Nöten zusammen, denen sie entsprang, den Menschengeist in die Kulturentwicklung hinein und alles, was er vermag, aus ihm herausgetrieben hat. Und als höchste Kraftbetätigung, die ihm zum Bewußtsein seiner mannigfaltigen Anlagen, zum höchsten Selbstgenuß verhilft, bleibt der Kampf nicht eine armselige Not und Angst, sondern wird zur Freude, zur Lust veredelt. „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks; mir gefällt ein lebendiges Leben, mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks. Denn der Mensch verkümmert im Frieden; müßige Ruh' ist das Grab des Muts. Das Gesetz ist der Freund des Schwachen, alles will es nur eben machen, möchte gern die Welt verflachen; aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Und wir müssen den Gegnern der Friedensbewegung zugeben, daß ein Krieg wie

der von 1870 eine großartige, erhebende, herzstärkende Katastrophe ist, die kein Mensch von Gefühl aus der Weltgeschichte fortwünschen mag: diese begeisterte Hingabe von Millionen an ihr Vaterland, diese Bereitwilligkeit zahlloser Scharen, für Weib, Haus und Herd, für die Unabhängigkeit des eignen Volkes, für das Wohl der Kinder und der Enkel, für die als Siegespreis winkende lange ersehnte Einigung der deutschen Stämme zu sterben. Wir dürfen ihnen ferner zugeben, daß die militärische Erziehung der männlichen Jugend nicht leicht durch irgend etwas anderes ersetzt werden kann. Alfred Buchanan, ein Bürger des australischen Gemeinwesens, dessen glücklichen Mitgliedern das Leben so leicht wird, äußert in seinem Buche The real Australia die Befürchtung, seine Landsleute möchten unheilbarer Verlotterung verfallen, wenn sich nicht bald ein militärischer Drillmeister ihrer erbarmt.

Nur wird man beachten müssen, daß es sich mit diesen beiden Erziehungsmitteln, dem Kriege und seiner Vorbereitung, nicht anders verhält wie mit allen übrigen: der Erfolg hängt von der Beschaffenheit des Lehrmeisters und der Zöglinge ab. Die russischen Offiziere haben es bekanntlich in den mandschurischen Garnisonen während des Krieges noch bestialischer getrieben als sonst. Also der Krieg für sich allein tut's nicht. Den Tüchtigen, den Edlen macht er noch tüchtiger, noch edler, die gemeine Natur sieht in ihm nur die willkommene Gelegenheit, sich, aller Fesseln ledig, einmal gründlich auszutoben. Nicht anders steht es mit den politischen Wirkungen der Kriege. Kriege haben Staaten und Reiche zertrümmert, Staaten und Reiche aufgebaut, so daß die äußere Staatengeschichte der Hauptsache nach Kriegsgeschichte ist. Und im Großen und Ganzen ist ja das Endergebnis, das heutige Staatensystem, erfreulich ausgefallen; viele Kriege haben notwendige und heilsame Veränderungen herbeigeführt. Aber doch nicht alle. Die wohltätigen Wirkungen des Befreiungskrieges von 1813, des deutsch-französischen Krieges von 1870 können nicht angezweifelt werden. Dagegen hat der dreißigjährige Krieg bloß Verwüstungen angerichtet, ohne irgend etwas zu schaffen oder zu nützen; er war nur ein widerlicher Wust völlig sinn- und zweckloser Greuel. Endlich sind zwar alle Uebel, die Seuchen, Laster und Verbrechen nicht ausgenommen, Triebkräfte der Entwicklung und darum unentbehrlich; aber daraus erwächst doch nicht die Pflicht, diese Uebel zu hegen, zu pflegen und sozusagen zu beschaffen; Triebkräfte der Entwicklung werden sie gerade dadurch, daß sie uns zwingen, sie zu bekämpfen. Wenn nun zwar der Krieg nicht gleich den Krankheiten und Verbrechen schlechthin ein Uebel ist, wenn er seinen eignen Wert hat, ein Uebel bleibt er, und darum ist es nicht Aufgabe vernünftiger Menschen, ihn herbeizuwünschen und herbeizuziehen, vielmehr den Anlässen vorzubeugen, die seinen Ausbruch zur Folge haben können. Sollte er bis zum Ende der Zeiten notwendig bleiben zur Erhaltung der Volksgesundheit, so wird der die Geschicke des Menschengeschlechts leitende Weltgeist ohne Zutun der Kriegsschwärmer dafür sorgen, daß es an dieser heroischen Kur sittlicher Schwächen niemals fehlt.

Vielleicht haben die Verteidiger des Krieges auch darin recht, daß sie es Uebertreibung nennen, wenn ihre Gegner die Schrecken des Zukunftskrieges mit den blutigsten Farben malen, dieses Krieges, in dem Millionenheere mit Riesenmordmaschinen einander zu vernichten streben werden. Aber alle Uebertreibung abgerechnet, bleibt der Massenmord, der eine moderne Schlacht nun einmal ist, etwas Schreckliches — trotz allem, was die moderne Humanität zusammen mit der rationellen modernen Kriegstechnik getan hat, die

Schrecken zu mildern. Der Schauplatz des Krieges ist beschränkt worden; nicht mehr schweifen einzelne Truppenteile planlos plündernd und verheerend durchs Land, sondern jede Armee bewegt sich auf dem kürzesten Wege nach ihrem durch den Kriegsplan gegebenen Ziele hin. Die Nichtkombattanten, namentlich Frauen und Kinder, sind vor Gewalttat sicher; die Verwundeten, auch die des Feindes, werden sorglich gepflegt. Und es ist auch wahr, daß die Zahl der Opfer, so groß sie sein mag, weit überboten wird von der Zahl derer, die jahraus jahrein an schmerzlichen, entstellenden, nicht selten zu grausamen Operationen zwingenden Krankheiten sterben. Trotz diesem allen bleibt eine Schlacht, in der zehn- bis zwanzigtausend kraftvolle blühende Menschenleben vernichtet, in der Tausenden Arme oder Beine weggerissen oder Augen ausgeschossen werden, etwas Furchtbares. Der alte Kaiser Wilhelm fand in einem Lazarett einen jungen Mann, der beide Beine verloren hatte, und fragte, womit er ihm wohl eine Freude bereiten könne. Der Unglückliche bat um den Gnadenstoß. Wilhelm mahnte, er möge sich auf einen christlicheren Wunsch besinnen, aber in solcher Lage pflegt die Kraft des Christentums auch beim Gläubigsten zu versagen.

Nicht immer ist der Krieg so schrecklich gewesen. Im Heroenzeitalter hatte er nichts Entsetzliches, Grauenvolles an sich. Heute meint man wohl, der Einzelkampf sei das eigentlich Verrohende. Allein es ist noch nicht Roheit, was sich entwickelt, wenn zwei Helden um einer ernsten und wichtigen Sache willen einander Aug in Aug gegenüberstehen und jeder jeden Nerv anspannt, den Gegner zu überwältigen. Das bietet zweifellos einen ästhetischen Anblick, dieses schöne Spiel von Kraft und Gewandtheit erscheint weder häßlich noch schrecklich. Besonders da Menschlichkeit keineswegs ausgeschlossen ist. Kommt es doch vor, daß im Kampfgetümmel zwei Helden einander als Gastfreunde erkennen und die Rüstungen tauschen: „die goldne gegen die eherne; hundert Farren sie wert, neun Farren die andre.“ Oder daß der Stärkere den Schwächeren tröstet, ehe er ihm den Todesstoß versetzt. „Stirb denn, Lieber, auch du! Warum wehklagst du also? Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging. Schaust du nicht, wie ich selbst so schön und groß von Gestalt bin? Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttliche Mutter. Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängnis nahn.“ Und es gab keine grausigen Verstümmelungen. Entweder nur Fleischwunden, die Machaon rasch heilte, „der die Pfeil' ausschneidet und auflegt lindernden Balsam“. Oder der Schwergetroffene verscheidet nach kurzem Todeskampf auf dem Schlachtfelde. „Also zappelt im Blut er ein weniges, aber nicht lange,“ heißt es von Adamas, „denn ihm nahte der Held Merionas, welcher dem Leibe mächtig die Lanz' ausriß, und Nacht umhüllte die Augen.“ Man könnte nun meinen, der zarte Hellenensinn habe den Dichter abgehalten, das Widerliche, das vorgekommen sein möge, zu schildern. Aber Homer scheut auch vor Häßlichem nicht zurück, wie wenn Polydoros, von Achill in den Unterleib gestochen, heulend das austretende Gedärm heranzieht. Aus der seltenen Erwähnung solcher schlimmen Verwundungen dürfen wir auf ihr seltenes Vorkommen schließen. Und wir haben ein geschichtliches Zeugnis dafür, daß Verstümmelungen bis in die Zeit der Römerkriege hinein selten gewesen sind. Livius erzählt, nach dem ersten Gefecht im zweiten makedonischen Kriege habe es die Truppen des Königs Philipp und diesen selbst mit Entsetzen erfüllt, als sie bei der Musterung der Verwundeten sahen, wie das gewaltige his-

panische Schwert hier den Arm samt der Schulter, dort den Kopf abgehauen, einem dritten die Eingeweide bloßgelegt habe; bis dahin hätten sie, im Kampfe mit Griechen und Illyriern, nur leichte Fleischwunden kennen gelernt. Was im späteren Mittelalter bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein Entsetzliches verbrochen worden ist, nachdem die Greuel des Orients in die europäische Kriegführung — wie in die sogenannte Justiz — eingeschleppt worden waren, darin wollen wir nicht wühlen. Aber was die heutige Kriegführung betrifft, so meine ich, es müsse den Bediener eines Geschützes, eines Torpedos der Gedanke an das, was seine Maschine anrichtet, an die Verstümmelung von Menschen, die er weder kennt noch haßt, mit denen er keinen persönlichen Konflikt auszukämpfen hat, bis ins Herzmark peinigen.

Demnach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es Pflicht ist, dem Kriege vorzubeugen; Pflicht jedes Mannes, denn jeder einzelne Mann hat heute eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten, und übt auf sie einen, wenn auch noch so winzigen Einfluß. Rudolf Steinmetz meint in seiner Philosophie des Krieges, jeder einzelne Krieg sei eine Notwendigkeit gewesen, könne aus der Weltgeschichte nicht weggedacht werden. Gewiß! Aber zu den Gliedern der Kausalketten, die zu Kriegen führen, gehören vor allen andern die bewußt handelnden Menschen. Wir verstehen es nun zwar, daß ein armer Hirtenstamm erobernd und raubend in ein reiches Land fleißiger Bauern einfällt; ein solcher Krieg ist hinreichend motiviert. Wir verstehen auch, wie in den Zeiten des Absolutismus die an blinden Gehorsam gewöhnten Menschen sich in die für dynastische Zwecke unternommenen Kriege schleppen und opfern ließen. Wir verstehen es, daß 1813 das deutsche Volk aufgestanden ist, das napoleonische Joch abzuschütteln. Wir verstehen es, daß sich 1870 dasselbe deutsche Volk wie ein Mann erhob, seine Unabhängigkeit zu wahren gegen die französische Anmaßung, die unsern greisen Monarchen unter Vormundschaft zu stellen sich erfrechte. Aber wir würden es nicht verstehen, wenn aus der heutigen politischen Konstellation ein Krieg hervorbräche, denn ein solcher wäre reiner Wahnsinn. Es wird ja allgemein anerkannt, und ist schon längst Gemeinplatz geworden, daß ein Krieg zwischen zwei heutigen Kulturnationen nur gerechtfertigt erscheint, wenn eine der beiden ein wirkliches Lebensinteresse mit den Waffen zu verteidigen gezwungen wird. Es gibt aber kein erdenkbares Lebensinteresse, das England und Deutschland — — diese beiden Nationen kommen vor allen andern in Betracht — zwingen könnte, einander zu bekriegen. Daß England aus seiner Monopolstellung auf dem Weltmarkt allmählich zurückgedrängt wird, daß unter seinen Konkurrenten das ehedem gering geachtete Deutschland der erfolgreichste ist, mag den englischen Stolz verletzen, dem oberflächlichen englischen Beurteiler als eine Gefährdung des englischen Wohlstands erscheinen, aber nur ein Geisteskranker könnte diese Benachteiligung Englands — falls es eine ist — mit einem Kriege abwenden wollen. Kein Krieg vermöchte die Produktivkraft zurückzudämmen, die das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Nachdem beide Staaten in einem törichten Kriege einander eine Menge Schädigungen zugefügt hätten, würde beider Stellung im Konkurrenzkampfe wieder genau dieselbe sein wie vorher. Die Handels- und Kolonialkriege des 16. und 17. Jahrhunderts waren Raubkriege. Spanische Silberflotten waren gute Prisen und haben nicht wenig dazu beigetragen, zuerst die holländische, dann die englische Kapitalmacht zu begründen. Was

jedoch könnte es heute England nützen, wenn es einige Schiffsladungen deutscher Klaviere, Mikroskope oder Damenmäntel kaperte? Von allen solchen Waren haben die Engländer selbst nur allzuviel; los werden wollen sie sie, nicht ihre Massen vermehren. Und steht es denn fest, daß der industrielle Aufschwung Deutschlands für England einen Verlust bedeute? Wächst nicht mit dem deutschen Export zugleich auch der englische Export nach Deutschland? Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts haben aller Welt darüber die Augen geöffnet, oder sollten doch diesen Erfolg gehabt haben, daß die reichen Länder die besten Kunden füreinander sind, und daß in armen Ländern nichts zu holen ist (außer etwa Wucherzinsen). Im Jahre 1779 fragten zwei englische Staatsmänner Adam Smith, ob es seiner Ansicht nach ratsam sei, die den Iren auferlegten Handelsbeschränkungen aufzuheben. Smith antwortete u. a.: „Sollte sich Irland in Zukunft einmal der Freiheit und einer guten Regierung erfreuen und seine Industrie an Tüchtigkeit mit der englischen wetteifern, dann um so besser für das ganze britische Reich und für England im besonderen! So wenig der Wohlstand und die Industrie von Lancashire Yorkshire schädigen, so wenig würden der Wohlstand und die Industrie Irlands England schädigen; vielmehr würden dadurch Englands Wohlstand und Industrie befördert werden." Dasselbe gilt nun natürlich auch für England und Deutschland, überhaupt für je zwei unabhängige Staaten. Dieses-Gesetz der Solidarität der Interessen den Völkern klar zu machen, das wäre die nächste und dringendste Aufgabe der Friedensfreunde. Die Haager Konferenz mag durch Ausbau des Völker- und Kriegsrechts nützliche Arbeit leisten — den Frieden zu fördern ist sie wenig geeignet, weil jeder Vorschlag einer Beschränkung oder Sistierung der Rüstungen den Verdacht erregt, der Vorschlagende wolle nur seinen Gegner verlocken, sich selbst die Hände zu binden, sich wehrlos zu machen. Darauf kann natürlich keine Großmacht eingehen, und die einzigen Wirkungen solcher Vorschläge sind Verstimmungen. Aber wenn die Deutschen und die Engländer sich klar machen, daß ein Interessengegensatz, der sie zu einem Kriege nötigen könnte, zwischen ihnen nicht obwaltet, dann ist für diese beiden Völker jede Kriegsgefahr gehoben. Von den kleinen Konflikten, die sich etwa um der Kolonien willen erheben könnten, zu sprechen, lohnt kaum die Mühe. Den Engländern Indien und Aegypten entreißen zu wollen, ist noch nie einem Deutschen in den Sinn gekommen, und wird nie einem in den Sinn kommen. Die englischen Ansiedlerkolonien stehen der deutschen Einwanderung offen, und an Tropenkolonien, die Kaffee und Kakao, Gummi, Palmöl und Baumwolle erzeugen, hat jeder der beiden Staaten genug. Wohl möglich, daß es Engländer gibt, die niemals genug haben, und die ganz Afrika einsacken möchten; aber der Durchschnittsengländer ist doch zu nüchtern und zu verständig, als daß er daran denken könnte, um eines Fetzens Afrika willen einen gefährlichen und kostspieligen Krieg gegen die stärkste Militärmacht der Welt zu wagen. Uebrigens würde dieser Krieg zur lächerlichen Tragikomödie werden, weil England für die Landaktion, Deutschland für die Wasseraktion zu schwach ist. In England scheint eine Jingopresse, die den schlechten Instinkten des Volkes schmeichelt, die tatsächliche Lage zu verdunkeln und die Köpfe zu verwirren. Vielleicht wird das nach dem großen Journalistenbesuch anders. Bei uns scheinen drei mächtige Gruppen, die zum Teil zusammenfallen, sich verschworen zu haben, gegenseitiges Vertrauen zwischen den

Nationen nicht aufkommen zu lassen: die Militärpartei, deren Wunsch, das Heer und damit die Zahl der Offizierstellen beständig wachsen zu lassen, natürlich ist; die sogenannten Konservativen, die in der Armee das wirksamste Mittel sehen, sozialdemokratische Gelüste niederzuhalten und das Volk in ihrem Sinne zu „erziehen", die darum Kriegsgefahren an die Wand malen, um zur Verstärkung von Heer und Marine zu drängen; endlich die Interessenten des Schiffbaues und der Bewaffnungsindustrien. Indes allen diesen bleibt die Erfüllung ihrer Herzenswünsche noch auf lange Zeit gesichert, auch wenn die unsinnige Verhetzung zwischen Deutschland und England aufhört und einer aufrichtigen Freundschaft beider Nationen Platz macht. Die Verständigung ist ja glücklicherweise durch gegenseitige Besuche und Besprechungen von Geschäftsleuten, Kommunalbeamten, Journalisten eingeleitet, aber soll ein durchschlagender Erfolg erzielt werden, dann muß die oben beschriebene Interessensolidarität von den Zeitungen beider Länder unablässig gepredigt werden. „Den Krieg abschaffen", das geht so wenig wie den Tod oder die Erdbeben abschaffen. Aber es dahin bringen, daß zwei Nationen von der Art und den Lebensbedingungen der englischen und der deutschen jeden Gedanken an Krieg gegeneinander ehrlich aufgeben, das sollte wohl möglich sein; soviel Gewalt müßte die Vernunft über die Tücke des Objekts haben. Verzichtet man auf verständige Einwirkung, dann freilich kann es kommen, daß bei irgend einem dummen Anlaß die Engländer oder die Deutschen einen Tollheitsanfall erleiden, wie die Franzosen 1870, wo der Pariser Pöbel à Berlin brüllte.

Als ein Punkt, über den zwischen den beiden Nationen ernste Meinungsverschiedenheiten entstehen könnten, hat der Orient gegolten; doch auch dort dürften kaum noch ernste Konflikte entstehen. Es ist klar, daß Oesterreich und Deutschland die nächsten dazu sind, den Auflösungsprozeß der Türkei zu einem für die Kulturwelt ersprießlichen Ende zu führen. Dieser Meinung ist auch Edward Dicey (in seinem Buche The Egypt of the Future) und er spricht zugleich die Ueberzeugung aus, England werde ihnen dabei nicht hinderlich sein; die alte Türkenfreundschaft sei in England vollkommen erloschen, und der Levantehandel — has passed out of English hands. Nur Rußland komme als Gegner der beiden mitteleuropäischen Mächte in Betracht. Sollte es sich aber, woran Dicey nicht denkt, im Laufe der nächsten Jahre zeigen, daß Rußlands Reorganisationsversuche vergeblich sind, und daß es also nicht in der Lage ist, in die türkischen und vorderasiatischen Wirren einzugreifen, dann werden die Engländer um so weniger etwas dagegen haben, daß wir uns ohne russische Konkurrenz oder Feindschaft jener Aufgabe entledigen.

Nichts als Wahrhaftigkeit, Offenheit, Verzicht auf Lügen und Ränke wird dazu erfordert, mit England zu einem Einvernehmen zu gelangen, das jede Kriegsmöglichkeit ausschließt. Mit Frankreich wird bei der Eitelkeit und Unberechenbarkeit des Volkes eine ähnliche Verständigung kaum möglich sein. Die Franzosen werden niemals zugeben, daß ihre Kriegserklärung im Jahre 1870 ein Frevel war, der Abschluß jener langen Reihe von Freveln, die schon vor der Regierung Ludwigs XIV. begonnen haben; sie werden sich niemals zu der Einsicht bequemen, daß die im Frankfurter Frieden vollzogene Grenzregulierung gerecht und eine Notwendigkeit war, und es ist möglich, wenn auch nicht unbedingt gewiß, daß sie die Aussicht auf Sieg zu einem Revanchefeldzuge verleiten

könnte. Vorläufig beruht demnach die Sicherung des Friedens nach dieser Seite hin lediglich darauf, daß die Franzosen ihre militärische Schwäche uns gegenüber kennen, daß die einzige Bundesgenossenschaft, die ihnen die Aussicht auf einen erfolgreichen Krieg offen hielt, wertlos geworden ist, und daß innere Wirren den Staat zerrütten. Nehmen sie wider alle Erwartung Vernunft an und lassen sie sich, wie es jetzt scheint, in Verständigungsversuche ein, so wird uns das natürlich um so mehr freuen.

Villa San Remigio.

Von Georg Brandes.

Im Garten steht eine Cypresse. Sonderbar pyramidenförmig ist dieser hohe und feierliche Baum. Doch er wirkt nicht hier wie sonst tragisch; man sieht sogar nicht gleich dessen Art. Denn über die Cypresse, und von ihr alles deckend, hat sich das dichteste Netz von weißen Rosen, mit kleinen gelben Rosenknospen durchsprengt, so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen schimmert, und das Ganze einem riesengroßen Rosenbaum ähnlich ist. Schlingrosen haben die Cypresse umwunden, umsponnen, betört, unkenntlich gemacht.

Das ernste Wesen ist von Rosenschönheit und Rosenzärtlichkeit eingesponnen.

o

Auf dem höchsten Punkt außerhalb Pallanza mit freier Aussicht nach allen Seiten über Lago Maggiore und dessen stilvolle kleine und größere Inseln liegt die Villa so, daß sie die reiche, mit eitel Schönheit gesegnete Gegend beherrscht. Sie erinnert, ob auch neuer und kleiner, an jene italienische Villen mit ihren Gärten, deren Ruhm in Jahrhunderten über die Erde gegangen ist; Gabriele d'Annunzio hat ihren Garten den schönsten Norditaliens genannt, und obwohl man fünfzehn Jahre ununterbrochen an dessen Verschönerung gearbeitet hat, sind die Anlagen noch im Werden.

Die Villa, die stetig erweitert wurde, ist auch jetzt im Umbau begriffen. Aber die Zimmer können verändert und eine schöne längliche Halle hinzugefügt werden, ohne das Haus dessen Gepräge von einem piemontesisch-lombardischen Gut verlieren zu lassen. Zwischen Baveno und Stresa hat ein reicher Engländer aus roten von England hergeführten Backsteinen sich ein Landhaus errichten lassen, bei welchem sowohl Material wie Stil in dem widerlichsten Streit mit dem Charakter der Landschaft liegen. Hier steht das Haus, was auch mit ihm vorgenommen wird, in vollster Uebereinstimmung mit der Gegend.

Es gehört dem Marchese Silvio della Valle di Casanova von der herzoglichen Familie Ventignano, und wie es ist, verdankt es dem Schönheitssinn des Besitzers und seiner Gattin alles außer der Lage. Jeder kleinste Teil ist ihr Werk. Als sie das Eigentum übernahmen, waren weit und breit nur Wiese und Wald mit alten, aber gewöhnlichen Bäumen. Jetzt ist der Ort und der Garten wie ein Gedicht, eins von den besten Swinburnes mit südländischem Gegenstand, streng in seiner Architektur, voller Haltung, obwohl berauschend durch Farben, Wohlklang und Stimmung. Aus dem Hause strömt edle Musik, aus dem Garten der gewürzte und gemischte Geruch hunderttausender Pflanzen, und es ist eine Harmonie zwischen dem Duft und den Tönen. Wenn die Musik schweigt, hört man aus den Baumkronen Amsel- und Nachtigallengesang.

Von dem Hügel hier und bis zum See schrägt das Terrain reich bewachsen hinunter; die Küstenlinie selbst trägt echte Kastanienbäume, Nadelbäume und schlanke Cypressen zwischen weißen Häusern mit roten Dächern. Doch vor der Fassade der Villa und hinter ihr senkt sich der Erdboden nicht ebenmäßig. Mit jahrelanger Anstrengung ist Erde und Tuffstein und Granit heraufgeschleppt worden, und die Abschrägung in vier breite, glattbepflasterte, mosaikbedeckte Terrassen verwandelt mit steinernen Balustraden, mit hohen Granitsäulen, die in einer Abteilung japanische Drachen tragen, in einer anderen Vasen oder Urnen, aus denen Flammen steigen, mit einer Menge Statuen aus den Jahren 1600—1700 dekoriert, die alle heidnische Götter und Göttinnen darstellen. Alles ist hierhin geführt und alles dennoch mit so sicherem Geschmack gewählt, daß es aus der Erde hier gewachsen scheint.

Die Statuen stehen sparsam mit reichlichen Zwischenräumen, wie es auch guten Platz gibt zwischen den hohen Palmen, die hier in Reihen wachsen. Es sauft in ihren Blättern, und sie scheinen sich nicht bewußt, daß bleichrote Rosen sich um ihre Stämme winden. Zwischen ihnen schießen kleine Fächerpalmen empor; die Palmen vermehren sich überhaupt hier ohne Maß und Grenzen.

Am untersten Rande des Gartens gegen die Straße umschließt eine hohe weiße Pforte eine Nische von roter Mosaik mit einer Herkulesstatue, eingerahmt von weißen Mosaikpilastern mit hell- und dunkelgrünen, von roten Bändern umwundenen Guirlanden — alles in Mosaik. Dieser leuchtende weiße Flecken gibt dem Auge einen Ruhepunkt. Ihm nicht fern befinden sich Nischen mit Delphinen, und ihnen gegenüber liegen kleine steinerne Wasserbassins, umgeben von symmetrischen, harmonisch wirkenden Blumenbeeten.

Diese Symmetrie ist das romanische Element des Orts. Denn was ist es anderes, als alte italienische Kultur bei dem Nachkommen jenes Cesare della Valle di Casanova, Duca di Ventignano, der vor hundert Jahren die besten klassischen Tragödien seit Alfieri schrieb, der diese Terrassen architektonisch angelegt, die mittlere Partie dieses Gartens symmetrisch geordnet und die Landschaft in dem Geiste der Landschaft umgeformt hat!

Stolz und einfach schreiten Lorbeer und Cypressen bis Lago Maggiore herab, der dort liegt, schwach grünlich, von weißen kleinen Segeln durchfurcht, glänzend in der Mittagssonne zwischen den Schneefelsen Simplons im Norden und den wälderbekleideten italienischen Bergen, die ihn kränzen; dem rostroten Sasso di Ferro, dem Monte Chimolo und den anderen, wovon jedes seinen wechselnden Schimmer und Ausdruck hat.

Alle diese Anlagen, Nischen wie Bogengänge, Mosaiken wie Cinquecento-Stuckdecken, die Arabesken der eisernen Gitter, die steinernen Balustraden der Terrassen, die schöne Kapelle unten am See mit dem Familienbegräbnis und den stillen Grotten, alles ist nach den Entwürfen des Marchese und nach den Zeichnungen und Gemälden der Marchesa ausgeführt worden. Ihr Künstlerauge hat über jede Einzelheit gewacht. Sie hat auch im Garten ihr Atelier, das einem kleinen Kirchengebäude gleicht, und von dort sind Gemälde ausgegangen, die an manchen Ausstellungen mit goldenen Medaillen ausgezeichnet und in Italien und Amerika verkauft worden sind.

Die Eheleute sind miteinander verwandt und stehen zugleich einander geistig nahe. In der Marchesa ist irisches Blut, in dem Herrn des Hauses italienisches und englisches Blut gemischt. Beider Bildung ist kosmopolitisch. Der Marchese, der ein hervorragender

lyrischer Dichter ist, vereint die Leidenschaft des Dichters und des Sammlers. Er hat die steinernen Obelisken zuhauen lassen, welche die Allee schmücken, die sich vom Haupteingang unten am See hinauf zum Hause schlingt. Er hat die nähere Umgebung der Villa mit Säulen und Obelisken von Granit versehen. Eine hat eben ersetzt werden müssen, der Blitz hatte die kaum aufgerichtete granitene Säule wie Glas zersprengt. Er hat in Venedig, Milano und anderen Städten die hübschen Statuen aus der besseren Barockzeit eingekauft und die seltenen Bäume von allerwärts hergeholt. Hier wachsen nicht nur in wilder Ueppigkeit schwere alte Laubbäume von den gewöhnlichen Italiens, aber dicke Bambusbäume, mächtige Ceder und seltene südländische Nadelbäume.

Und das exotische Element fehlt nicht. Alle Bäume Japans wachsen und gedeihen in diesem Garten, denn das Klima des Ortes ist japanisch. Als feine Sonderlinge stehen sie hier unter den dunkelblättrigen Stämmen Italiens. Welche Freude für das Auge ist nicht zum Beispiel der japanische Ahornbaum mit den halb weißen, halb hellgrünen Blättern, der als Ganzes weiß wirkt und in der Entfernung förmlich in der Sonne glüht und leuchtet! Man fühlt die Universalität des modernen Lebens, wenn man zwischen den Bäumen des fernen Ostens hier am Lago Maggiore geht und sie gemischt sieht mit der einem so nahen und lieben Vegetation des europäischen Südens. Dieser fremde Baumschlag trägt das seinige zur bunten Pracht des Gartens bei.

Im Norden ist die Natur zur ersten Frühlingszeit nicht selten eintönig hellgrün. Sie steht dort unter dem Himmelzeichen des Spinats. Hier ist sogar die Blutbuche nicht einfarbig. Fagus tricolor hat an jedem ihrer Blätter drei verschiedene Nuancen von Rot, und jede Baumgruppe lohet hier in weißen, braunen, roten, gelben, grünen Farben, in zahlreichen helleren und dunkleren Abschattungen, saftiger oder trockener koloriert, aber immer überwältigend durch die Abwechselungen und Umtauschungen der Farbenpracht. Die Blumen der Magnolia grandiflora leuchten, doppelt oder dreifach so groß wie im Norden, schneeweiß oben in den Zweigen. Rosenhecken, deren Blumen schwerer und schwellender sind als die Georginen jenseits der Alpen, begegnen dem Auge bei jedem Schritt. Es sind nicht Prachtblumen ohne Duft, sondern Duftquellen wie La France.

Wieviel Resignation oder Furcht vor Nemesis liegt nicht in den bekannten nordischen Dichterworten über Pflanzen! In dem deutschen: „Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen“, in J. P. Jacobsens dänischem: „Dort hätten Rosen sein sollen“. Hier geht man völlig ungestraft unter Palmen, und hier bilden die roten Rosen Sturzseen, die zwanzig Meter weit hinunterfluten. Hier ist im Garten ein Ort, wo wie eine Blumenkaskade die Azaleen, purpurrot, bleichrot, gelblich, rosa, weiß und weißgespickt in breiten Gurten hinunterrieseln. Nie ist hier ein Anlaß zu sagen: Dort hätten Rosen sein sollen, oder Farben. Ein Bergstrom von Blumenfarben bricht sich jeden Augenblick Weg zwischen Gras und Laub, während die romanischen und japanischen Baumsorten von oben dem Anblick ihr Leben geben.

Doch gibt es Tage, wo alle Farben hier gedämpft und verschleiert sind wie durch eine stille Wärme, wenn die großen Kugelwolken über den Himmel gleiten, und die Sonne, ohne zu brennen, backt. Dann liegt's wie silberner Nebel um Isola Madre.

Das künstlerische Gepräge, das den Garten gestempelt hat, ist auch dem Hause aufgedrückt. Der Marchese hat fast alle modernen Möbel, die zur Zeit seiner Eltern und

Großeltern das Haus füllten, hinausgefegt, sie in einem Stallgebäude aufgestapelt, und von oberst zu unterst das Haus mit alten schönen italienischen Möbeln von den Jahren 1500—1700 möbliert, so daß jeder Raum, wenn alles fertig ist, sein entsprechendes Gerät besitzen wird. Hier gibt es ein Gewimmel von alten Truhen und Schreinen, für Kleider, Leinwand und Juwelen, von alten Schränken, Tischen, Stühlen und Betten, außerdem zahlreiche alte Brotladen, Seidenstoffe und Gemälde von der besten Zeit. Zwei Reliefs von einem Zeitgenossen Donatellos nehmen einen Ehrenplatz über dem Kamin der Wohnstube ein.

Und wie im Garten japanische Bäume neben den italienischen stehen, so in den Räumen der Villa japanischer Schmuck neben den europäischen Kunstwerken. Mehrere Satsuma-Vasen, riesengroß und schön mit zahlreichen gemalten Köpfen dekoriert, nehmen einen bedeutenden Platz in der Wohnstube ein. Und in einem Nebenraum, einer länglichen Halle, stehen zwei Vasen in Cloisonné, die nach dem Ausspruch von Kennern die größten sind, die überhaupt existieren.

Es gefällt dem, der von einem Lande kommt, wo das nationale Hausgerät dürftig ist, sich zur Ruhe zu legen in einem Bette, das ein Kunstwerk vom Jahr 1600 ist, von schön geschwungenen Säulen mit schwach vergoldetem Eichenlaub getragen, in seinem ganzen Bau des durchbrochenen Holzwerks so leicht aussehend, als könnte man es mit einer Hand bewegen. Und es ist noch ansprechender, am Morgen die Fensterläden für die Aussicht aufzuschlagen zu den hängenden gelben Rosen, hinter ihnen zu den vielfarbigen Bäumen, und hinter ihnen zur Landschaft, zu dem See, zu der kleinen Insel mit ihren Villen und Lorbeerhainen, endlich zu den Bergen, die schräge steigend ihre Rückenlinie gegen den lichten Himmel abheben.

Der Großvater der Hausfrau war lange englischer Geschäftsträger in Kopenhagen und trat in die intimsten Beziehungen zur dänischen Königsfamilie. Ganze Stöße von Briefen von der verwitweten Königin Caroline Amalie, mehrere Briefe von der Königin Louise und einzelne vom König Christian IX., die gewissenhaft aufbewahrt sind, geben noch heute Zeugnis von jener Freundschaft. Doch von allen Ländern außerhalb Italiens steht der Hausherr in dem innigsten Verhältnis zu Deutschland. Er hat seine ganze Jugend in Stuttgart verbracht, hat in Weimar bei Liszt deutsche Musik wie ein Deutscher studiert, und hat — was wohl einzig dasteht — trotzdem er als Italiener geboren und erzogen ist, in deutscher Sprache zwei Gedichtsammlungen veröffentlicht. Die erste führt den Titel Lieder und Gedichte 1898, die zweite den Titel Meine Liebe 1899 (beide in Jena bei Hermann Costenoble herausgegeben). Es sind Gedichte eines Musikers, daher von sicherem Wohlklang, und Gedichte eines Malers, deshalb farbensatt. Es sind elementarische, gestaltenlose Poesien, sich wie Shelleys in kosmischen Mythen bewegend, abstrakt in dem Ausdruck der Gefühle, wie Musik abstrakt ist, Dichtungen eines unweltlichen Enthusiasten, der außerhalb der menschlichen Gesellschaft, die er weder kennt noch kennen will, in Natur und Liebe aufgeht. Sein Gedicht An die See, ein bedeutendes Stück Lyrik, hat durch die vorzügliche Wiedergabe des Wellenschlags im Rhythmus eine schwache Aehnlichkeit mit Björnsons Gedicht An das Meer in Arnljot Gelline, das Casanova nicht kennt.

Dieser Fremde bewegt sich als Virtuose in deutschen Rhythmen und Reimen, vermag als Wortkünstler mit der Sprache zu spielen, und verrät nur durch die überströmende oratorische Leichtigkeit den Italiener. Er ist und bleibt trotz seiner gründlichen deutschen Bildung ein Kind des Südens, das von der rauhen Wirklichkeit unberührt nur das Schöne und Verfeinerte sucht, wie er immer in schönen und harmonischen Umgebungen lebt. Was in ihm ernst und feierlich ist, das ist von der Anmut einer südlichen Natur in Rosen gehüllt worden.

o

In dem Garten steht eine Cypresse, der stolze und einsiedlerische Baum. Aber über ihn und um ihn, alles deckend, hat sich das dichteste Netz von weißen Rosen so gewebt, daß das dunkle Laub nur dazwischen durchschimmert. Schlingrosen haben die Cypresse umwunden, umsponnen, unkenntlich gemacht.

Die deutschen Sozialdemokraten und der internationale Krieg.

Von Robert Michels.

Robert Michels, einer unserer begabtesten jüngeren Sozialhistoriker, jetzt Privatdozent in Turin, gehört der in Deutschland nur schwach vertretenen Richtung der revolutionären Syndikalisten an, deren Heimat Frankreich und Italien ist. Sie sind gleichzeitig die Hauptvertreter des Antimilitarismus. Da das Thema, von dem dieser Essay handelt, auf dem demnächst in Stuttgart tagenden Internationalen Sozialisten-Kongreß zur Verhandlung gelangt, so nehme ich an, daß den Lesern des „Morgen" eine Erörterung des Problems Interesse bietet. Wird es doch manchen Leser geben, der erst aus den Auslassungen Michels erfährt, daß die deutsche Sozialdemokratie, allen voran Bebel, von vielen, namentlich ausländischen Sozialisten, des militaristischen Chauvinismus geziehen wird. Daß ich mich sachlich nicht mit jedem Artikel identifiziere, der in meinem Ressort hier erscheint, brauche ich wohl nicht mehr jedesmal besonders hervorzuheben. Ich halte jeden Beitrag für geeignet, der unseren Horizont erweitert.

Werner Sombart.

Die sozialdemokratischen Führer und Deputierten August Bebel und Gustav Noske haben kürzlich wieder einmal im Reichstag die öffentliche Erklärung abgegeben, ihre Partei würde in jedem Angriffskrieg das Vaterland mit Einsetzung aller Kräfte verteidigen.*) Auch in der sozialdemokratischen Presse, auf sozialdemokratischen Kongressen spukt die dieser Erklärung zugrunde liegende formalistische Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskrieg herum.

Die deutschen Sozialdemokraten glauben also, entscheiden zu können, in welche Kategorie im einzelnen Falle ein ausbrechender Krieg hineingehört. Je nachdem dann ihre Stellungnahme. Entweder freudiges Einsetzen aller Muskeln für das „Vaterland", oder . . . .

Nur schade, daß ein Haken in dieser bequemen Fassung des Problems ist und daß dieser Haken in der Logik der Tatsachen liegt.

*) Es ist eine Legende, daß die deutschen Sozialdemokraten unter allen internationalen Sozialisten die schlimmsten seien. Sie sind die ausgemachten Gegner aller von französischer und

Es ist in der Tat ein Unding, im Moment der Gefahr und der hochgespannten Erregung erkennen zu wollen, wen von den beiden kontrahierenden Staaten die „Schuld" trifft, ja, selbst entscheiden zu wollen, in welchem von den beiden der wirkliche „Angreifer" zu erblicken ist.

Zunächst: wer entscheidet darüber, wer im gegebenen Falle — sagen wir in einem zwischen Deutschland und England oder Frankreich ausbrechenden Kriege — der schuldige Teil ist? Die Reichstagsabgeordneten Bebel und Noske? Oder die opportunistische Redaktion des von den Radikalen eroberten Vorwärts? Oder etwa eine — natürlich geheim zu haltende — Zusammenkunft von Parteivorstand und Generalkommission? Oder beruft man — telegraphisch —, etwa am dritten Mobilmachungstag? — einen außerordentlichen Parteitag ein, dessen Majoritätsbeschluß bindende Kraft besäße? Und weiter: Würde er in Landwehruniform tagen? Und von den parteipolitisch organisierten Reservisten aller Gaue Deutschlands beschickt werden? Und welche geheimen Aktenstücke würde er in Händen haben, auf Grund derer er seinen Entscheid fällen könnte? Und endlich und nicht zum letzten: über welche Exekutivgewalt würde er verfügen, gesetzt den Fall, daß die Organe des Staates diesen tragikomischen Kongreß überhaupt gewähren lassen würden? Unterdessen ständen dann die drei Millionen sozialdemokratischer Soldaten und Unteroffiziere natürlich schon längst vor Paris und würden kaum Lust dazu verspüren, sich um ein etwaiges Urteil, daß die deutsche Regierung Frankreich gegenüber im Unrecht wäre, auch nur im geringsten zu kümmern. Jede derartige Entscheidung wäre also ein Schlag ins Wasser!

Aber noch wichtiger als die Frage nach der Ausführbarkeit eines sozialdemokratischen Entscheides in der Kriegsfrage ist die nach seinem Zustandekommen. Daran, die Fürsten und Diplomaten der interessierten Staaten vor ein sozialdemokratisches Tribunal zu berufen und sie einem hochnotpeinlichen Kreuzverhör zu unterwerfen, wird doch wohl niemand von den Angriffs- und Verteidigungs-Theoretikern im Ernste denken. Wie liegen überhaupt die Dinge im Kriegsfall?

Jede Regierung besitzt alle Machtmittel, deren sie bedarf, um den wahren Sachverhalt der Auseinandersetzungen zwischen zwei Diplomatien, die zum Kriege führten, den Augen der Kontrolle zu entziehen, zur ausschließlichen Verfügung. Jede Regierung wird in letzter Stunde, wenn sie den Telegraph allein in der Hand hat

anderer Seite ausgehenden Versuche zur Lösung des Problems vom Verhalten der organisierten Arbeiterschaft im Kriegsfalle. Ihre Wut gegen den Antimilitarismus geht sogar so weit, daß sie, wenn es sich um seine Bekämpfung handelt, alle anderen bisher eifersüchtig bewahrten Parteiprinzipien vergessen, die elementarsten Pflichten sowohl im inneren Parteileben — die Preisgabe eines unter der Anklage des Hochverrats stehenden Genossen im Reichstag! — als auch im internationalen Verbande — die Bloßstellung eines Parteivorstandmitgliedes der französischen Bruderpartei in einem ausgesprochen bürgerlichen Interessen dienenden französischen Tageblatt durch Bebel. Die deutsche Sozialdemokratie ist zweifellos im Laufe der letzten Jahre „patriotischer" geworden, „patriotischer" als die große Mehrzahl der Genossen des Auslandes, deren Mangel an Patriotismus sie sogar durch Mitarbeiterschaft an bürgerlichen Zeitungen bekämpfen zu müssen geglaubt hat. Vorstehender Artikel ist ein Beitrag zum Studium der angedeuteten Entwicklung.

und keinerlei Widerlegung von irgend einer Seite her mehr zu befürchten braucht, den Zwischenfällen diejenigen Versionen geben, die ihr am tauglichsten scheinen, um in den Augen ihrer Untertanen als gerecht, als frivol in den Krieg hineingedrängt dazustehn. Vor und bei dem Ausbruch jedes Krieges ist die ganze bürgerliche Presse beider interessierten Länder eifrig bemüht, den Gegner als den alleinigen Störenfried, den leidigen Krakeelsucher, den heimtückischen Einbrecher darzustellen, den es gilt, mit der Hilfe aller von Haus und Hof fernzuhalten. Die Völker sind jener Presse auf Gnade und Ungnade ergeben, einschließlich der der gewohnten Preßfreiheit ganz oder zum größeren Teil beraubten Sozialisten, auch wenn sie anmaßlich genug sind, das wissen zu wollen, was in fast allen Fällen historisches Geheimnis bleibt, nämlich wer „Unrecht" hat.

Der Krieg von 1870/1871 zeigt uns klar wie die Mittagssonne, wie innerlich unmöglich jedes moralische Richteramt über die Schuld der Völker und Regierungen ist. Noch heute, fast vierzig Jahre nach dem Kriegsausbruch, ist die Schuldfrage des deutsch-französischen Krieges eine der kompliziertesten, ja, verworrensten Probleme unserer neueren Geschichtsforschung. Noch heute sind in Deutschland nicht nur der gebildete und der ungebildete Plebs, sondern mit einer in der deutschen Wissenschaft sonst seltenen Einmütigkeit selbst die Fachkreise darüber einig, daß dieser Krieg fast ausschließlich ein Werk der Provokation Frankreichs war, während umgekehrt in Frankreich alle Welt, vom Krämer bis zum Hochschulprofessor, ebenso einig in der Annahme ist, daß der Krieg einzig auf das Konto der Anmaßung Preußens zu setzen war: Hier die kränkende Anrempelung des greisen Heldenkönigs durch Benedetti in Ems, dort die kränkende Fälschung der Emser Depesche und die Bekanntgabe der Umredaktion durch Bismarck. Die Historiker der nicht direkt beteiligten Völker aber stehn teils auf deutscher, teils auf französischer Seite, je nachdem sie aus deutscher oder aus französischer Quelle schöpften, je nachdem ihre Sympathien mehr nach deutscher oder nach französischer Seite hinneigen.

Und die „historische Wahrheit?", wird man mich fragen. Die „historische Wahrheit" wird manchmal von den geschichtsbeflissenen Pfadfindern aufgefunden, wenn es den personis dramatis gefallen hat, nachdem sie die Augen geschlossen, ihre Memoiren veröffentlichen zu lassen, sowie wenn es den Regierungen einfällt, ihre Archive der staunenden Nachwelt zu öffnen. Später, später. Selbst die demokratische gallische Republik läßt sich nur in die bis zur französischen Revolution geschriebenen Staatspapiere hineingucken und verschließt den Rest, wenigstens in sehr wichtigen Teilen, allen forschenden Augen. In der Mehrzahl der Fälle wird die „historische Wahrheit" nie gefunden.

Und es ist auch gar nicht nötig, daß sie gefunden werde. In der Mehrzahl der Fälle existiert eine „Schuldfrage" überhaupt nicht. Die „Schuld" an den Kriegen tragen zumeist die wirtschaftlichen Interessengegensätze zweier um die Absatzmärkte streitender, in Staatsgebiete gesonderter Interessenkomplexe. Wer aber wollte über die „Schuld" von Interessen Richter sein?

Kurz zusammengefaßt: das ganze Gerede vom „Angriffs-“ und „Verteidigungskrieg“ operiert mit den jammervollsten Fiktionen, die jemals in ernste Betrachtungen, bei denen es im Grunde um Hals und Kragen von Millionen geht und die deshalb des größten wissenschaftlichen Ernstes und des unbedingtesten Wahrheitsmutes bedürften, hineingeworfen worden sind. Nur in einem Falle steckt in jenen Worten auch ein Sinn: nämlich in dem Falle, daß sie rein äußerlich gefaßt werden: Angriffskrieg = der Krieg, den derjenige führt, der die Kriegserklärung erlassen hat, Verteidigungskrieg der, den derjenige führt, an den sie ergangen ist. Ein jedes Kind aber weiß, daß die Kriegserkärung mit der „Schuld“frage nicht das geringste zu tun hat, überhaupt keine moralische, sondern fast jedesmal eine taktisch-strategische Angelegenheit ist. Eine Partei, die so eifrige Militärkundige, ja Militärspezialisten wie August Bebel an ihrer Spitze hat, dürfte über diese Elementarkenntnisse hinaus sein.

Wenn wir trotzdem immer wieder von neuem seitens der offiziellsten deutschen Sozialdemokraten die famose Unterscheidung in Angriffskrieg (Spezies A) und Verteidigungskrieg (Spezies B) und, damit zusammenhängend, zur höchsten Genugtuung unserer bürgerlichen Presse von A bis Z, die hochgemute Erklärung vernehmen, daß im Falle der Spezies B die gesamte deutsche Sozialdemokratie, die kriegsuntüchtigen Häupter an der Spitze, den — nicht bewilligten — Tornister auf die Schulter nehmen und bis zum letzten roten Blutstropfen in vollendeter Klassenharmonie für das Reich eintreten würden — was sie im Falle der Spezies A zu tun beabsichtigen, wird uns im Reichstage vorsichtshalber nicht einmal verraten — dann wissen wir, daß das alles nicht „marxistische Wissenschaft“, sondern ein politisierender Opportunismus ist, der weder wissenschaftlich noch politisch den moralischen Mut hat, ein vitales Problem bei den Hörnern anzufassen, sondern es vorzieht, es in eitle Phrasen aufzulösen, um es zu umgehn.*)

Die Antinomie, die dem sozialdemokratischen Misoneismus als offener Ausweg aus dem Problem des Verhaltens der organisierten deutschen Arbeiterschaft im Kriegsfall dient, wird sofort offenbar, wenn wir die Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie zum Kriegsproblem im Lichte der zwei großen Weltanschauungen prüfen, die sich im modernen Völkerleben die Herrschaft streitig machen.

Nach der geltenden staatsrechtlichen Auffassung ist die Staatsgewalt unteilbar, einheitlich, ausschließend. Ihr unterliegen alle Staatsbürger, die ihresteils nichts sind als Partikel des Ganzen, moralisch verpflichtet, sich einzugliedern und den Organen des Staates treue, sich unterordnende Gefolgschaft zu leisten, wohin immer der Weg

*) Das wird von einigen Mitgliedern der deutschen Sozialdemokratie auch erkannt. So, in flagrantem Gegensatz zu August Bebel, Karl Kautsky: „Wer seine Zustimmung zu einem Kriege davon abhängig machen wollte, ob seine Nation angegriffen oder der Angreifer ist, dürfte selten früher als einige Jahre nach dem Friedensschluß in die Lage kommen, diese Frage präzis entscheiden zu können.“ (Neue Zeit, XXIII, S. 366.) Jedoch befinden sich diese und ähnliche Stimmen ganz unzweifelhaft in einer ganz verschwindenden Minderheit in der Partei.

gehe und welche immer die Pflichten seien, die das „Ganze" des von Grenzen umschlossenen, rechtlich geeinten Staatsgebietes den einzelnen auferlegt. Gewiß ist die Richtlinie des Willenskomplexes dieses Staatsganzen veränderlich, aber die Grenzen dieser Veränderlichkeit sind feste. Sie sind gegeben durch die Verfassung. Wenn also in einem Falle die verfassungsrechtlich fixierten Instanzen dieses „Rechtsstaates" — in Deutschland der Kaiser und der Bundesrat, denen dann der Reichstag, nach dem fait accompli, die Gelder zu bewilligen hat — beschlossen haben, einem andern Staatsgebilde den Krieg zu erklären oder eine Maßregel zu ergreifen, die die Kriegserklärung eines andern Staatsgebildes provoziert, so sind damit alle staatsrechtlichen Bedingungen erfüllt, und die Bürger des Staates haben keine andere Aufgabe mehr als die, zu gehorchen. Maßt sich die Sozialdemokratie da noch ein Recht auf Kontrolle, ja auf Revision eines auf dem Staatsrechtswege zustande gekommenen, mit Rechtsgültigkeit ausgestellten Beschlusses an, so fällt sie aus dem Rahmen des Rechtes und der Moral heraus. Des Rechtes, weil sie willkürlich an einer legitimen Sentenz rüttelt — sie wird hochverräterisch. Der Moral, weil sie, die Bürgerrechte genießt, sich frivol den Bürgerpflichten entzieht und das gemeinsame Vaterland in der Not im Stiche läßt — sie wird infam.

Grundverschieden von diesem ist der Standpunkt, der sich aus der sozialistischen Weltanschauung ergibt. Der materialistischen Geschichtsauffassung nach liegen die menschheitlichen Antagonismen nicht zwischen den Völkern, sondern zwischen den Klassen. Die großen Interessengegensätze zwischen der Arbeit und dem Kapital sind die einzigen, oder doch wenigstens die einzig wesentlichen geschichtsbildenden Faktoren. Dagegen haben sich die Proletarier aller Länder mit einander zu vereinen, um gegen die besitzenden Klassen aller Länder zu kämpfen, in möglichst zivilen Formen gewiß, aber doch ohne Unterlaß bis zur Expropriation der Expropriateure. Die Arbeiter verschiedener Sprachen- und Rassengebiete sind einander näher verwandt, als die dieselbe Sprache sprechenden und dasselbe Gebiet bewohnenden Mitglieder der beiden großen exzentrischen Klassen. Der „Staat" aber seinerseits ist nichts als die Organisation der herrschenden Schichten, der Hammer, mit dem in der Faust sie die Unterdrückten beherrschen, und, wenn nötig, niederschlagen. Daher geht der Krieg zwischen zwei Staaten das Proletariat nicht mehr an, wie etwa ein Prozeß zwischen zwei Aktiengesellschaften. Er ist eine Privataffäre zweier kapitalistischer Konkurrenten, deren beider Machtfülle lediglich durch die politische Rechtlosigkeit, soziale Niederhaltung und wirtschaftliche Ausbeutung der unteren Volksklassen bedingt ist. Wenn im Kriegsfall Bebel an der deutschen und Jaurès an der französischen Grenze mit geschultertem Gewehr, jeder für sein Vaterland (Bebel für das deutsche und Jaurès für das französische), den Heldentod stirbt, so ist das ein durchaus unsozialistisches, ja lächerliches Bild. Der Sozialismus, der auf der großen Klassenscheidung aufbaut, und der Krieg, der nur denkbar ist bei

der Voraussetzung einer pronunzierten Interessengemeinschaft aller innerhalb eines bestimmten Staatengebiets zusammenlebenden Klassen, schließen einander a priori aus. Sicher handelt der Sozialdemokrat, der sich vermißt, über das „Recht" eines Klassenstaates einem anderen gegenüber zu entscheiden, der — nicht aus kulturellen, sondern aus „nationalen" Gründen — freudig bewegt in einen „Verteidigungs"krieg zieht, entgegen der sozialistischen Rechtsauffassung und entgegen der Moral. Entgegen der sozialistischen Rechtsauffassung, weil er über die Ewigkeitssatzungen der materialistischen Geschichtsauffassung hinweg sozialistisch ungültigen atavistischen Anschauungen Rechnung trägt und sein bürgerliches Vaterlandsbewußtsein in den proletarischen Klassenkampf störend hineinträgt. Unmoralisch deshalb, weil er wissentlich intellektueller Helfershelfer davon ist, daß das Proletariat sein rotes Blut für eine ihm fremde, ja, ihm feindliche Sache verspritzt.

So sitzen die sozialdemokratischen Verteidigungspatrioten prinzipiell zwischen zwei Stühlen. Sie sind noch nicht konsequente „Bourgeois", aber sie sind auch nicht mehr konsequente Sozialisten. Da sie die Möglichkeit der Existenz eines mit den herrschenden Schichten des Staatsgebildes, in dem sie leben, gemeinsamen „Feindes" annehmen — der natürlich auch seinerseits wieder in Proletariat und Bourgeoisie zerfallen würde — ist es in der Tat ganz unbegreiflich, wie sie dazu kommen, den Militäretat glattweg zu verneinen. Wer einen „Feind" anerkennt, der muß sich gegen ihn wappnen, und wer sich auf den Rechtsgrund der deutschen Reichseinheit stellt, der muß gegebenenfalls nicht nur das Gewehr aufpacken, um mit Bebel das letzte deutschgewordene Franzosendorf gegen die Franzosen und das letzte deutschgewordene Polennest gegen die Polen zu verteidigen, sondern es auch bewilligen.

Das wären die Konsequenzen. Diese ergeben sich aus den Reichstagsreden der Abgeordneten Bebel und Noske, hinter denen zweifellos die übergroße Mehrheit ihrer einst marxistischen Partei steht.*) Man mag sich dieser, den ausländischen Sozialisten allerdings schwerverständlichen „patriotischen" Stellungnahme der großen deutschen Arbeiterpartei zum Kriegsproblem und zumal der sich aus ihr ergebenden fälligen Konsequenzen erfreuen und sie begrüßen als den endlichen Sieg der Vernunft in der ehemals so gefürchteten Umsturzpartei. Man mag sie betrauern. . . . . Aber unabwendbar sind sie. Unabwendbar wie die Nacht, die auf den Tag folgt.

*) Die kürzlichen Erklärungen der Reichstagsfraktion haben allerdings in der sozialdemokratischen Parteipresse zu einer ausgedehnten Polemik geführt, in der die Stellung der Abgeordneten in der von uns berührten Frage vielfacher Kritik unterzogen wurde. Einige Blätter haben sogar behaupten wollen, die Fraktion stehe in dieser Frage isoliert da. Das wissen wir nicht. Es ist aber auch ganz irrelevant. Uns genügt es, aus einer öffentlichen Kundgebung Bebels zu wissen, daß auf dem im August stattfindenden internationalen Kongreß er, Bebel, dem Franzosen Herné gegenüber seinen Standpunkt vertreten werde. Auf internationalen Kongressen aber pflegt deutscherseits stets nur im Namen der Partei gesprochen zu werden. Also dürfen wir in dieser Frage die Partei Bebel gleichsetzen.

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Zweiter Akt. [1. Fortsetzung]

Einen Tag später um die Mittagsstunde im Bibliothekzimmer des Ibsen-Klubs. Es ist ein langgestreckter Raum mit Glastüren, die auf beiden Seiten bis zur Hälfte der Zimmerhöhe reichen, in den Speisesaalkorridor und in das Hauptstiegenhaus führen. In der Mitte des Raumes befindet sich der Kamin, der von einem hübschen Kaminsims überragt wird, worauf sich eine Ibsen-Büste und dekorative Inschriften der Titel seiner Stücke befinden. Zu beiden Seiten des Kamins sind kreisförmige Nischen angebracht, die von gepolsterten Sitzen eingefaßt sind und zu Häupten ein Fenster haben; der Raum zwischen den Liegestühlen und den Fenstergesimsen ist mit Büchern gefüllt. Ein langes Sofa steht dem Feuer gegenüber. Dem Rücken des Sofas parallel laufend und so, daß er es berührt, befindet sich ein grüner, mit Zeitungen bedeckter Tisch. Wenn Ibsen auf das Zimmer herabblickt, hat er die Speisesaaltür zur Linken, und hinter ihr, nahezu in der Mitte, steht ein drehbarer Bücherständer und dicht daneben ein Lehnstuhl. Zu seiner Rechten zwischen der Tür und der Nische lehnt eine leichte Bibliotheksleiter. Anschlagezettel mit der Aufschrift „Ruhe" sind hier und dort, in die Augen fallend, angebracht.

Cuthbertson sitzt im Lehnstuhl vor dem drehbaren Bücherständer und liest den „Daily Graphic". Dr. Paramore sitzt auf dem Diwan in der Nische zu Ibsens Rechten und liest das „British Medical Journal". Er ist jung für seinen Beruf, knapp an die vierzig. Sein Haar lichtet sich auf der Stirne, und seine dunkeln, gewölbten Augenbrauen, die ziemlich nahe zusammentreten, geben ihm ein gewissenhaft düsteres Aussehen. Er ist in einen Gehrock gekleidet und trägt das „Krankenbettbenehmen" des beliebten Arztes mit einer peinlich genauen Förmlichkeit zur Schau. Er ist durchaus kein glücklicher oder freimütiger Mann, aber nicht bewußt unglücklich oder absichtlich unaufrichtig und in intellektueller Beziehung höchst selbstzufrieden.

Sylvia Craven sitzt in der Mitte des Sofas vor dem Feuer und liest einen Band Ibsen; von der Mitte des Zimmers aus ist nur die Rückseite ihres Kopfes sichtbar. Sie ist ein Mädchen von achtzehn Jahren, klein und schmuck, trägt ein schickes, ziemlich kurzes, tailor-made gearbeitetes Kleid und eine reitjackettartige Jacke, die eine weiße Bluse mit heller Seidenschleife, einen Herrenkragen und eine Herrenuhrkette hervorschimmern läßt und so arrangiert ist, daß sie möglichst wie eine Herrenweste, die eine Hemdbrust umschließt, aussieht, was aber den hübschen Gesamteindruck nicht stört. Die Stimme eines jungen Klubpagen, der monoton „Dr. Paramore" ruft, läßt sich, von außen rechts näher kommend, vernehmen.

Klubpage (von außen): Dr. Paramore, Dr. Paramore, Dr. Paramore — (Er tritt mit einem Präsentierteller, auf dem eine Karte liegt, ein.)

Dr. Paramore (scharf, sich aufrichtend): Hier, Junge. (Der Klubpage reicht ihm den Präsentierteller. Dr. Paramore nimmt die Karte und sieht sie an.) Es ist gut, ich werde zu ihm hinunterkommen. (Der Klubpage geht ab. Dr. Paramore erhebt sich, kommt aus der Nische hervor und wirft seine Zeitung auf den Tisch.) Guten Morgen, Herr Cuthbertson. (Er bleibt stehen, um seine Manschetten hervorzuziehen und seinen Rock zu richten.) Frau Cranfield ist doch hoffentlich wohl?

Sylvia (entrüstet den Kopf wendend): Sh—sh—sh! (Dr. Paramore wendet sich überrascht um. Cuthbertson steht energisch auf und sucht am Bücherständer entlang nach dem Urheber dieser Frechheit)

Paramore (zu Sylvia, steif): Verzeihen Sie, Fräulein Craven, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu stören.

Sylvia (verwirrt, aber dennoch ihren Standpunkt wahrend): Sie können sprechen, so viel Sie wollen, wenn Sie zuvor die übliche Rücksicht nehmen und fragen, ob die anderen Leute damit einverstanden sind. Wogegen ich mich verwahre, das ist Ihre Ueberzeugung, daß meine Gegenwart nichts zu sagen hat, weil ich nur ein weibliches Mitglied bin. Das ist alles. Nun fahren Sie fort, bitte: Sie stören mich nicht im geringsten. (Sie wendet sich zum Feuer und vertieft sich wieder in Ibsen.)

Cuthbertson (mit nachdrücklicher Würde): Kein Gentleman würde auch nur im Traum etwas dagegen einzuwenden gehabt haben, daß wir einige Worte wechseln, Fräulein. (Sie nimmt keine Notiz von Cuthbertson. Er fährt ärgerlich fort:) Ich war einfach im Begriff, Dr. Paramore zu sagen, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er seinen Besucher hier heraufführen lassen wollte. So eine Frechheit! (Er schleudert seine Zeitung auf den Stuhl.)

Paramore: Oh, vielen Dank, aber es ist nur ein Instrumentenmacher.

Cuthbertson: Gibt es wieder neue medizinische Entdeckungen, Doktor?

Paramore: Nun, da Sie mich danach fragen: vielleicht eine äußerst wichtige. Ich habe etwas entdeckt, das bis jetzt übersehen worden ist. Ein kleines Gefäß in der Leber des Meerschweinchens. Fräulein Craven wird verzeihen, daß ich so etwas erwähne, wenn ich hinzufüge, daß diese Entdeckung ein wichtiges Licht auf den Fall ihres Vaters werfen könnte. Hauptsache ist natürlich, daß man herausfindet, zu welchem Zweck das Gefäß vorhanden ist.

Cuthbertson (ehrerbietig, im Gefühl sich der Wissenschaft gegenüber zu sehen): Wahrhaftig. Wie wollen Sie das anstellen?

Paramore: Oh, das ist ganz einfach. Ich brauche das Gefäß nur zu durchschneiden und zu beobachten, was dem Meerschweinchen dann geschieht. (Sylvia erhebt sich entsetzt.) Ich werde dazu ein Messer nötig haben, welches so konstruiert sein muß, daß ich an die Stelle heranzukommen vermag. Der Mann, der unten auf mich wartet, hat mir einige Muster mitgebracht, damit ich sie versuche, bevor er sie fertigstellt und ins Laboratorium schickt. Ich denke, es hätte keinen Sinn, solche Waffen hier heraufbringen zu lassen.

Sylvia: Wenn Sie das wirklich versuchen sollten, Dr. Paramore, werde ich mich beim Komitee beschweren. Die meisten unserer Mitglieder sind Antivivisektionisten. Sie sollten sich schämen. (Sie stürzt zur Stiegenhaustür hinaus.)

Paramore (mit geduldiger Verachtung): Mit solchen Vorurteilen haben wir Männer der Wissenschaft heutzutage zu kämpfen, Herr Cuthbertson. Unwissenheit, Aberglaube, Sentimentalität, es ist alles ein und dasselbe. Eines Meerschweinchens Leben wird über das Wohl und Wehe des ganzen Menschengeschlechtes gesetzt.

Cuthbertson (heftig): Das ist weder Unwissenheit noch Aberglaube, Paramore, sondern Ibsenismus vom reinsten Wasser: das ist es. Ich wäre gerne den ganzen Vormittag bequem am Feuer sitzen geblieben. Aber ich habe mit diesem Mädel nie Glück gehabt. Ich konnte nicht hingehen und mich neben sie in einen Stuhl fallen lassen. Sie würde denken, daß ich wer weiß was von ihr will. Das ist eine der Annehmlichkeiten, Frauen im Klub zu haben; wenn die hier eintreten, wollen sie alle am Kamin sitzen und diese Büste anbeten. Manchmal habe ich große Lust, das Schüreisen zu nehmen und es ihnen um die Nase zu schlagen. Ah!

Paramore: Ich muß gestehen, daß ich das ältere Fräulein Craven ihrer Schwester vorziehe.

Cuthbertson (seine Augen leuchten auf): Ah, Julia! Das glaube ich Ihnen. Ein wunderbar schönes Geschöpf — jeder Zoll ein Weib. Nichts von Ibsenismus in ihrem Wesen.

Paramore: Ich bin darin ganz Ihrer Meinung, Herr Cuthbertson. Eh — apropos, glauben Sie, daß Fräulein Craven sich für Charteris interessiert?

Cuthbertson: Was, für diesen Burschen! Für den nicht. Er ist hinter ihr her. Aber er ist nicht männlich genug für sie; eine solche Frau liebt einen starken männlichen, breitschultrigen Mann.

Paramore (begierig): Hm! eine Art Sportsman, glauben Sie?

Cuthbertson: Oh nein, nein. Einen Mann der Wissenschaft, vielleicht einen Ihresgleichen. Sie wissen, was ich meine — einen Mann. (Er schlägt sich auf die Brust, daß es schallt.)

Paramore: Selbstverständlich; aber Charteris ist ein Mann.

Cuthbertson: Pah! Sie verstehen nicht, wie ich es meine. (Der Klubpage kommt mit seinem Präsentierteller zurück.)

Klubpage (ruft monoton wie zuvor): Herr Cuthbertson, Herr Cuthbertson, Herr Cuth —

Cuthbertson: Hier, Bursche. (Nimmt eine Karte vom Präsentierteller.) Führen Sie den Herrn herauf. (Der Page geht hinaus.) Es ist Craven. Er kommt, um mit mir und Charteris zu frühstücken. Sie können mithalten, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, sobald Sie mit dem Instrumentenmacher fertig sind. Wenn Julia kommt, werde ich sie auch einladen.

Paramore (vor Freude errötend): Ich werde mich sehr glücklich schätzen. Ich danke Ihnen. (Er will durch die Stiegentür hinausgehen, da tritt Craven ein.) Guten Morgen, Oberst Craven.

Craven (an der Tür): Guten Morgen; ich freue mich, Sie zu sehen. Ich suche Cuthbertson.

Paramore (lächelnd): Hier ist er. (Er geht hinaus.)

Cuthbertson (Craven lebhaft begrüßend): Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen. Wollen Sie ins Rauchzimmer kommen oder hier Platz nehmen und plaudern, während wir auf Charteris warten? Wenn Sie Gesellschaft wünschen, im Rauchzimmer sind immer eine Menge Weiber. Hier werden wir bis gegen drei Uhr recht hübsch für uns allein bleiben.

Craven: Ich mag Frauen nicht rauchen sehen. Ich werde es mir hier bequem machen. (Er setzt sich in einen Lehnstuhl auf der Seite des Treppenhauses.)

Cuthbertson (nimmt einen Stuhl, der sich links neben ihm befindet): Ich kann's auch nicht leiden. Es gibt in diesem Klub kein Zimmer, in dem ich in Ruhe meine Pfeife rauchen könnte, ohne daß eine Frau hereinkäme und sich eine Zigarette drehte. Es ist eine ekelhafte Gewohnheit bei einer Frau, es paßt nicht zu ihrem Geschlecht.

Craven (seufzend): Ah, Jo, die Zeiten haben sich geändert, seitdem wir beide, vor vielen Jahren, Molly Ebden den Hof gemacht haben. Ich habe meine Niederlage gut ertragen, alter Knabe, nicht wahr?

Cuthbertson (mit ernster Zustimmung): Das haben Sie. Der Gedanke daran hat mir selbst oft geholfen, mich gut zu betragen. Jawohl, bei meiner Ehre.

Craven: Ja, Sie haben immer an Heim und Herd geglaubt, Jo — an eine echt englische Frau und an eine glückliche, behagliche Kaminecke. Was ist aus Molly geworden?

Cuthbertson (versucht treu zu Molly zu halten): Nun, nichts Schlimmes. Aber mit mir hätte es ein schlimmes Ende nehmen können. Sehen Sie, ihre Verwandten waren mir unerträglich; diese Leute sind ungebildete Philister gewesen, und Molly konnte sich mit meiner Mutter nicht vertragen. Und dann haßte sie das Stadtleben, und ich konnte meiner Beschäftigung wegen nicht auf dem Lande leben. Aber wir sind, wie die meisten Leute, ganz gut miteinander ausgekommen, bis wir uns trennten.

Craven (betroffen): Getrennt! (Er ist unwiderstehlich belustigt.) Oh, das war also das Ende von Heim und Herd, Jo?

Cuthbertson (warm): Es war nicht meine Schuld. (Gefühlvoll.) Eines Tages wird die Welt erfahren, wie sehr ich diese Frau geliebt habe. Aber sie war unfähig, die Liebe eines Mannes zu schätzen. Wissen Sie, daß sie oft gesagt hat, sie wünschte, sie hätte Sie geheiratet?

Craven (durch diese Andeutung ernüchtert): Oh Gott, oh Gott! Nun, vielleicht war es besser so. Ich nehme an, daß Sie von meiner Heirat gehört haben.

Cuthbertson: Oh ja, wir haben alle davon gehört.

Craven: Nun, Jo, ich habe des Geldes wegen geheiratet, jedermann wußte es; ich kann es freimütig bekennen.

Cuthbertson (ermutigend): Warum auch nicht, warum nicht? Wir können bekanntlich nicht ohne Geld auskommen.

Craven (mit aufrichtiger Teilnahme): Ich habe sie sehr geliebt, Jo. Bis zu ihrem Tode hatte ich ein Heim. Nun hat sich alles geändert. Julia ist immer hier im Klub. Sylvia ist ganz anders geartet, aber sie ist auch immer hier.

Cuthbertson (teilnahmsvoll): Ich weiß. Mit Grace ist es genau so. Sie ist auch immer hier.

Craven: Und nun bestehen die Mädchen darauf, daß ich auch immer hier sein soll. Sie sind täglich hinter mir her und verlangen, daß ich in den Klub eintrete — wahrscheinlich, um meinen Einwendungen gegen ihn ein Ende zu machen. Darüber will ich mich auch mit Ihnen beraten. Glauben Sie, daß ich eintreten sollte?

Cuthbertson: Nun, wenn Ihr Gewissen nichts dagegen hat —

Craven (ihn mürrisch unterbrechend): Ich verwahre mich prinzipiell gegen die Existenz eines solchen Ortes; aber was hilft das? Er existiert trotz meiner Verwahrung, und ich will wenigstens aus dem Guten, das er haben mag, Vorteil ziehen.

Cuthbertson (ihn besänftigend): Selbstverständlich, das ist die einzige vernünftige Art, die Sache zu sehen. Er ist wirklich nicht so unerträglich, wie Sie glauben. Wenn Sie zu Hause sind, haben Sie das Haus mehr zu Ihrer Verfügung; und wenn Sie Ihre Familie um sich wünschen, können Sie mit ihr im Klub dinieren.

Craven (nicht sehr entzückt davon): Das ist wahr.

Cuthbertson: Uebrigens brauchen Sie auch hier nicht mit Ihrer Familie zu speisen, wenn Sie keine Lust dazu haben.

Craven (überzeugt): Wahr, sehr wahr. Bringen die Mädchen es hier zu etwas?

Cuthbertson: Oh nein, das könnte man gerade nicht behaupten. Selbstverständlich ist der übliche Ton sehr gewöhnlich, weil die Frauen rauchen und ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen und dergleichen; aber trotzdem gibt es augenblicklich nichts, worüber man zu klagen hätte. Und der Klub ist zuträglich, gewiß. (Charteris kommt herein und sucht sie.)

Craven (sich erhebend): Wissen Sie, daß ich große Lust habe, Mitglied zu werden, nur um zu sehen, wie es hier zugeht.

Charteris (kommt zwischen sie): Werden Sie das, jedenfalls. Ich hoffe, ich habe Ihre Unterhaltung nicht durch zu frühes Kommen gestört.

Craven: Keineswegs. Willkommen, lieber Freund. (Er schüttelt ihm die Hand.)

Charteris: Das ist recht. Ich kam früher, als ich die Absicht hatte. Ich habe Cuthbertson nämlich eine ziemlich wichtige Mitteilung zu machen.

Craven: In einer Privatsache?

Charteris: Nicht unbedingt. (Zu Cuthbertson.) Nur in der gestern abend besprochenen Angelegenheit.

Cuthbertson: Nun, Charteris, ich denke, das ist Privatsache, oder sollte es sein.

Craven (zieht sich diskret hinter den Tisch zurück): Ich will nur einen Blick in die Zeitung werfen —

Charteris (ihn aufhaltend): Oh, es ist kein Geheimnis, jedermann im Klub errät es. (Zu Cuthbertson.) Hat Grace Ihnen nie gesagt, daß sie mich zu heiraten wünscht?

Cuthbertson (entrüstet): Sie haben mir gesagt, daß Sie sie zu heiraten wünschen.

Charteris: Ah, aber auf das, was ich wünsche, legen Sie doch kein Gewicht, sondern auf das, was Grace wünscht.

Craven (etwas abgestoßen): Verzeihen Sie, Charteris, das ist Privatsache. Ich will Euch einander überlassen. (Sich wieder gegen den Tisch zu bewegend.)

Charteris: Warten Sie einen Augenblick, Craven, das geht Sie auch an. Julia will mich gleichfalls heiraten.

Craven (im Ton strengster Verwahrung): Das ist stark! Nein, bei meinem Leben, das ist stark!

Charteris: Tatsache, ich versichere es Ihnen. Hat es Sie nicht eigentümlich berührt, daß wir gestern abend bei Frau Tranfield waren, und daß sie nicht in unserer Gesellschaft gewesen ist?

Craven: Nun ja, das tat es wohl. Aber Sie haben es aufgeklärt. Wahrhaftig, Charteris, Ihre Aufklärung war in Julias Gegenwart abstoßend und geschmacklos.

Charteris: Oh, das tut nichts. Es war eine gute, gesunde, stramme Lüge.

Craven und Cuthbertson: Lüge?!

Charteris: Haben Sie das nicht vermutet!

Craven: Gewiß nicht. Und Sie, Jo?

Cuthbertson: Nicht sofort.

Craven: Uebrigens glaube ich Ihnen nicht. Ich bedaure, so etwas sagen zu müssen; aber Sie vergessen, daß Julia zugegen war und Ihnen nicht widersprochen hat.

Charteris: Sie wollte es nicht.

Craven: Wollen Sie damit sagen, daß meine Tochter mich hintergangen hat?

Charteris: Julias Zartgefühl gegen mich zwang sie dazu, Craven.

Craven (einen sehr ernsten Ton anschlagend): Hören Sie einmal, Charteris: Sind Sie sich nur im geringsten der Tatsache bewußt, daß Sie zwischen zwei Vätern stehen?

Cuthbertson: Ganz richtig, Herr, ganz richtig. Ich wiederhole diese Frage für meine eigene Rechnung.

Charteris: Nun, ich bin noch ein wenig betäubt davon, zwischen zwei Töchtern gestanden zu haben, aber ich glaube, daß ich die Situation erfasse. (Cuthbertson weicht mit einem Ruf des Abscheus zurück.)

Craven: Dann bedaure ich Ihre Manieren, Charteris, das ist alles. (Er kehrt sich verdrossen ab, fährt dann plötzlich auf und wendet sich zu Charteris.) Wie können Sie sich erlauben, mir zu sagen, daß meine Tochter Sie heiraten möchte? Wer sind Sie, wenn ich bitten darf, daß Julia darein einen solchen Ehrgeiz setzen sollte?

Charteris: Ganz richtig, sie hätte keine schlechtere Wahl treffen können. Aber sie will nicht Vernunft annehmen. Ich selbst habe zu ihr wie ein Vater gesprochen — ich versichere Ihnen, mein lieber Craven, ich habe ihr alles gesagt, was Sie ihr hätten sagen können; aber es ist umsonst, sie will mich nicht aufgeben. Und wenn sie nicht auf mich hören will, wie groß ist dann die Aussicht, daß sie auf Sie hören wird?

Craven (ärgerlich): Cuthbertson, haben Sie schon so etwas gehört?

Cuthbertson: Niemals! Niemals!

Charteris: Oh, zum Henker! Kommt, benehmt euch doch nicht wie ein paar alltägliche alte Väter, das ist eine ernste Angelegenheit. Seht euch diesen Brief an. (Einen Brief und einen Kartenbrief herausziehend.) Der da (er zeigt den Kartenbrief) ist von Grace — bei dieser Gelegenheit, Cuthbertson, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihr einmal sagen wollten, daß sie nicht Kartenbriefe schreiben soll. Die blaue Farbe macht es Julia so leicht, die Papierstücke in meinem Papierkorb aufzulesen und zusammenzustellen. Nun, hören Sie. „Mein lieber Leonard! Um nichts in der Welt möchte ich je wieder solchen Szenen wie gestern abend ausgesetzt sein. Du tätest daher besser, zu Julia zurückzukehren und mich zu vergessen. Deine aufrichtige Grace Tranfield."

Cuthbertson (wütend): Verdammt!

Charteris (wendet sich zu Craven und bereitet sich vor, den Brief zu lesen): Nun zu Julia. (Der Oberst wendet sich ab, sein Gesicht vor Charteris zu verbergen, da er eine Gemütsbewegung fürchtet. Er legt die Hand auf einen Stuhl, um sich zu stützen.) „Mein liebster Junge! Nichts wird mich glauben machen, daß dieses abscheuliche Frauenzimmer in Deinem Herzen meinen Platz einnehmen kann. Ich lege einige von den Briefen bei, die Du mir nach unserer ersten Begegnung geschrieben hast, und bitte Dich, sie zu lesen. Das wird Dir die Gefühle zurückrufen, die Du hattest, als Du sie mir schriebst. Du kannst Dich nicht so sehr verändert haben und gegen mich gleichgültig geworden sein; wer immer Deine Phantasie einen Augenblick lang beschäftigt haben mag, Dein Herz gehört noch mir" — und so weiter: Sie kennen die Sache — „Immer und ewig Deine Dich liebende Julia." (Der Oberst sinkt auf den Stuhl und bedeckt sein Gesicht mit der Hand.) Sie glauben doch nicht, daß sie es ernst meint, nicht wahr, nein? Solche Briefe schreibt sie mir täglich dreimal. (Zu Cuthbertson) Grace meint es aber ernst — leider Gottes. (Er hält Graces Brief hin.) Blaues Papier, wie gewöhnlich. Diesmal werde ich dem Papierkorb nicht vertrauen. (Er geht zum Feuer und wirft die Briefe hinein.)

Cuthbertson (steht ihm mit verschränkten Armen ins Gesicht, während er zu ihnen zurückkommt): Darf ich Sie fragen, Herr Charteris, ob das vielleicht der „neue Humor" sein soll?

Charteris (noch zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um irgend welchen Sinn für die Wirkung zu haben, die er bei den anderen hervorruft.) Ach Unsinn, glauben Sie, daß es lustig ist, sich in meiner Lage zu befinden? Sie haben den Kopf so voll vom „neuen Humor" und dem „neuen Weib" und dem neuen Dies und Jenes, und das alles vermengt mit dem eigenen alten Adam, der Sie sind, daß Sie den Verstand verloren haben.

Cuthbertson (heftig): Betrachten Sie diesen alten Mann einmal, der im ehrenhaften Dienste seines Landes grau geworden ist und dessen letzte Tage Sie geschändet haben!

Charteris (überrascht, sieht Craven an und vergegenwärtigt sich seine Pein mit aufrichtiger Betrübnis): Das tut mir sehr leid. Kommen Sie, Craven, nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. (Craven schüttelt den Kopf.) Ich versichere Ihnen, es hat nichts zu bedeuten. Das passiert mir fortwährend.

Cuthbertson: Für Sie gibt es nur eine Entschuldigung. Sie sind nicht völlig verantwortlich für Ihre Handlungen. Wie alle vorgeschrittenen Menschen sind Sie Neurastheniker.

Charteris (entsetzt): Großer Gott, was ist das?

Cuthbertson: Ich weigere mich, Ihnen das zu erklären. Sie wissen es so gut wie ich. Ich gehe jetzt hinunter, das Frühstück zu bestellen. Ich werde drei Gedecke auflegen lassen, aber der dritte Platz ist für Dr. Paramore, den ich eingeladen habe, bestimmt und nicht für Sie. (Er geht durch die Speisesaaltür hinaus.

Charteris (seine Hand auf Cravens Schulter legend): Kommen Sie, Craven, geben Sie mir einen Rat. Sie sind gewiß selbst einmal in so einer Klemme gewesen.

Craven: Charteris, keine Frau schreibt einem Mann einen solchen Brief, wenn er ihr nicht sehr entgegengekommen ist.

Charteris (düster): Wie wenig Sie die Welt kennen, Oberst, die „neue Frau" ist nicht so.

Craven: Ich kann Ihnen nur einen sehr altmodischen Rat geben; und der besteht darin, daß man gut tut, mit der „alten Frau" aufzuräumen, bevor man sich mit der „neuen Frau" einläßt. Ich bedauere Ihre Mitteilungen. Sie hätten bis nach meinem Tode damit warten können, er ist jetzt nicht mehr fern. (Sein Kopf sinkt wieder herab. Julia und Paramore kommen aus dem Stiegenhause herein. Julia bleibt stehen, als sie Charteris erblickt, ihr Gesicht umwölkt sich und ihre Brust hebt sich. Paramore eilt, da er sieht, daß der Oberst sich augenscheinlich unwohl fühlt, zu ihm hin und entfaltet das tätigste „Krankenbettbenehmen".)

Charteris (Julia erblickend): Großer Gott! (Er zieht sich unter dem Schutz des drehbaren Bücherständers zurück.)

Paramore (teilnahmsvoll zum Obersten, während er sein Handgelenk umklammert und seinen Puls zu zählen beginnt): Gestatten Sie mir.

Craven (aufblickend): Nun? (Er zieht sein Handgelenk zurück und erhebt sich ziemlich ärgerlich.) Doktor Paramore, jetzt ist's nicht meine Leber, sondern eine Privatangelegenheit. (Zwischen Julia und Charteris beginnt eine Jagd, die um so aufregender für Julia ist, als die Jägerin und ihre Beute den wirklichen Grund dieser Verfolgung vor den Anwesenden verbergen müssen. Charteris nähert sich zuerst der Treppenhaustür. Julia läuft sofort dahin und versperrt ihm den Weg. Er kehrt, um den Bücherständer herumgehend, zurück, auf dem Wege zur anderen Tür setzt er ihn in Bewegung, während Julia in seiner Verfolgung quer über die Bühne stürmt. Er ist im Begriff, zu entwischen, als ihm der Weg durch die Rückkehr Cuthbertsons abgeschnitten wird. Er dreht sich um und sieht Julia dicht hinter sich. Da nichts anderes übrig bleibt, stürzt er in die Nische, zu Ibsens Linken.)

Cuthbertson: Guten Morgen, Fräulein Craven. (Sie schütteln sich die Hände.) Wollen Sie mit uns frühstücken? Paramore wird auch mithalten.

Julia: Danke. Mit Vergnügen. (Sie schlendert mit erheuchelter Absichtslosigkeit der Nische zu. Charteris, der darin wie gefangen ist, kreuzt das Kamingitter entlang nach der gegenüberliegenden Nische, wobei er das Kamingerät krachend umstößt.)

Craven (der nach dem sich drehenden Bücherständer hinübergegangen ist und ihn angehalten hat): Was zum Teufel machen Sie da, Charteris?

Charteris: Nichts. Es ist ein verdammtes Zimmer, wenn man sich darin zurechtfinden will.

Julia (boshaft): Ja, nicht wahr? (Sie ist im Begriff, eine Bewegung zu machen, um die Stiegenhaustür zu verdecken, als ihr Cuthbertson seinen Arm anbietet.)

Cuthbertson: Darf ich Sie hinunterführen?

Julia: Nein, das geht wahrhaftig nicht. Sie wissen doch, daß es gegen die Klubregeln verstößt, Frauen irgendwie zu bevorzugen. Wer immer der Tür zunächst ist, geht zuerst hinaus.

Cuthbertson: Nun gut, wenn Sie darauf bestehen. Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach der Ibsen-Art frühstücken, nach der geschlechtslosen Art. (Er wendet sich um und geht hinaus; Paramore, der sein höflichstes Sprechzimmerlachen hören läßt, folgt ihm, Craven schließt sich als Letzter an.)

Craven (an der Tür, ernst): Komm, Julia.

Julia (mit gönnerhafter Zärtlichkeit): Ja, lieber Papa, sofort. Warte nicht auf mich. Ich komme in einer Minute. (Der Oberst zögert.) Es ist alles in Ordnung, Papa.

Craven (bedeutungsvoll): Halte dich nicht lange auf, mein Kind. (Er geht hinaus.)

Charteris: Ich gehe. (Er macht einen Satz nach der Tür.)

Julia (stürzt auf ihn zu und packt ihn beim Handgelenk): Kommst du nicht mit?

Charteris: Nein. Laß mich los, Julia. (Er versucht fortzukommen, sie hält ihn.) Wenn du mich nicht losläßt, werde ich um Hilfe schreien.

Julia (vorwurfsvoll): Leonard! (Er stürzt von ihr fort.) Oh, wie kannst du so brutal zu mir sein, mein Liebling!? Hast du meinen Brief erhalten?

Charteris: Ich habe ihn verbrannt (sie wendet sich, bis ins Innerste verwundet, ab und vergräbt ihr Gesicht in den Händen) — zusammen mit dem der anderen.

Julia (sich schnell wieder umdrehend): Mit dem der anderen! Hat sie dir geschrieben?

Charteris: Ja — um mit mir zu brechen, deinetwegen.

Julia (mit leuchtenden Augen): Ah!

Charteris: Das freut dich, Elende! Nun hast du mich verloren, bis auf das Weiße meiner Augen. (Er wendet sich ab und will gehen, wird aber durch Sylvias Rückkehr aufgehalten. Julia wendet sich ab, bleibt stehen und tut, als ob sie eine Zeitung läse, die sie vom Tisch aufnimmt.)

Sylvia (ungezwungen): Charteris, wie geht es Ihnen? (Sie nimmt vertraulich seinen Arm und schlendert mit ihm durch das Zimmer.) Haben Sie Grace Tranfield heute schon gesehen? (Julia läßt die Zeitung fallen und kommt einen Schritt näher, um zu lauschen). Sie pflegen ja zu wissen, wo man sie finden kann.

Charteris: Ich werde es niemals wieder wissen, Sylvia. Sie hat sich mit mir entzweit.

Sylvia: Sylvia! Wie oft muß ich Ihnen sagen, daß ich im Klub nicht Sylvia bin?

Charteris: Ich vergaß. Ich bitte Sie um Entschuldigung, Craven, alter Bummler — (Er klopft sie auf die Schulter.)

Sylvia: Das ist schon besser. Etwas zuviel, aber besser.

Julia: Sei nicht dumm, Sylli.

Sylvia: Merke dir gefälligst, Julia, daß wir hier Mitglieder eines Klubs und nicht Schwestern sind. Ich nehme mir auf Grund unserer Familienbeziehungen nichts gegen dich heraus. Nimm du dir auch nichts gegen mich heraus. (Sie geht an das Sofa und nimmt ihren früheren Platz wieder ein.)

Charteris: Ganz recht, Craven. Fort mit der Tyrannei der älteren Schwester!

Julia: Sie sollten etwas Besseres wissen, als ein Kind darin zu ermutigen, sich lächerlich zu machen, Leonard, selbst wenn dies auf meine Kosten geschieht.

Charteris (indem er sich auf die Tischkante setzt): Ihr Frühstück wird kalt werden, Julia. (Julia ist im Begriff, wütend zu entgegnen, wird aber durch das Wiedererscheinen Cuthbertsons an der Speisesaaltür jäh gehemmt.)

Cuthbertson: Wo bleiben Sie, Fräulein Craven? Ihr Vater wird ganz ungeduldig. Wir warten alle auf Sie.

Julia: Daran bin ich eben erinnert worden. Ich danke Ihnen. (Sie geht ärgerlich an ihm vorbei hinaus, während sich Sylvia umsieht, was vorgeht.)

Cuthbertson (der erst Julia nachsieht und dann Charteris anblickt): Ein noch schwererer Fall von Neurasthenie! (Er folgt ihr.)

Sylvia (springt auf, kniet auf das Sofa und spricht über dessen Rückenlehne hinweg): Was ist vorgefallen, Charteris? Hat Ihnen Julia eine Liebeserklärung gemacht?

Charteris (indem er ihr über die Schulter hinweg antwortet): Nein, sie ist eifersüchtig auf Grace —

Sylvia: Geschieht Ihnen schon recht. Sie sind ein entsetzlicher Kerl mit Ihrem ewigen Getändel.

Charteris (ruhig): Halten Sie es für gutes Klubbenehmen, auf diese Weise mit einem Manne zu sprechen, der beinahe Ihr Vater sein könnte?

Sylvia (verschmitzt): Oh, ich kenne Sie, Bösewicht!

Charteris: Dann wissen Sie, daß ich niemals irgend einer Frau besondere Aufmerksamkeit schenke.

Sylvia (nachdenklich): Wissen Sie, Leonard, daß ich Ihnen das sogar glaube? Ich bin überzeugt, daß Ihnen an keiner Frau auch nur ein bißchen mehr gelegen ist als an einer anderen.

Charteris: Sie glauben, daß mir an keiner Frau auch nur ein bißchen weniger gelegen ist als an einer anderen.

Sylvia: Um so schlimmer. Aber ich glaube, daß Sie sich niemals darüber Gedanken machen, daß es nur Frauen sind. Sie sprechen zu ihnen genau so wie zu mir oder irgend einem anderen jungen Menschen. Das ist das Geheimnis Ihrer Erfolge. Sie können sich nicht vorstellen, wie zuwider es Frauen ist, wenn man sie mit dem Respekt behandelt, der ihrem Geschlecht gebührt.

Charteris: Ach, wenn Julia nur Ihre Weisheit besäße, Craven! (Er steigt mit einem Seufzer vom Tisch herunter und setzt sich nachdenklich auf die Stehleiter.)

Sylvia: Sie kann solche Dinge nicht leicht nehmen, nicht wahr, Alter? Aber fürchten Sie nicht, Julia das Herz zu brechen, sie überwindet ihre kleinen Tragödien. Wir haben das schon zu Hause bemerkt, als der große Kummer über uns kam.

Charteris: Wann war das?

Sylvia: Als wir erfuhren, daß der arme Papa Paramores Leiden hat.

Charteris: Paramores Leiden?! Was fehlt Paramore?

Sylvia: Oh, es ist keine Krankheit, an der er leidet, sondern eine, die er entdeckt hat.

Charteris: Die Leberkrankheit?

Sylvia: Ja, die hat Paramore berühmt gemacht! Papa fühlte sich zuweilen unwohl, aber wir dachten immer, daß dies teilweise von seinem Dienst in Indien herrührte, und teilweise daher, daß er zuviel aß und trank. Er hatte damals die Gewohnheit, seine Mahlzeiten gierig hinunterzuschlingen. Die Aerzte wußten nicht, was ihm fehlte, bis Paramore eine fürchterliche kleine Mikrobe in seiner Leber entdeckte. Es gibt vierzig Millionen solcher Mikroben auf jeden Quadratzoll der

Leber. Paramore entdeckte diese Mikrobe und erklärte, daß jedermann dagegen genau so geimpft werden sollte wie gegen Blattern. Aber es war zu spät, den armen Papa zu impfen. Alles, was man tun konnte, bestand darin, sein Leben um zwei Jahre zu verlängern, indem man ihn auf eine strenge Diät setzte. Der arme alte Knabe! Man entzog ihm seinen Likör; und er darf kein Fleisch essen.

Charteris: Ihr Vater macht mir den Eindruck, als ob er sich ungewöhnlich wohl befände.

Sylvia: Ja, man sollte glauben, daß es ihm bedeutend besser geht. Doch die Mikroben sind an der Arbeit, langsam, aber sicher. In einem Jahr wird alles vorüber sein. Armer alter Papa! Es ist gefühllos, in dieser Stellung über ihn zu sprechen, ich muß mich ordentlich niedersetzen. (Sie kommt vom Sofa herunter und setzt sich auf den Stuhl neben dem Bücherständer.) Ich wünschte, daß Papa ewig lebte, um Paramore seine fixe Idee auszutreiben. Ich glaube, der Doktor ist in Julia verliebt.

Charteris (starrt sie aufgeregt an): In Julia verliebt?! Ein Hoffnungsschimmer auf dem Horizont! Ist das Ihr Ernst?

Sylvia: Na, ich glaub's. Warum, meinen Sie, lungert er heute mit einem neuen Rock und einer neuen Krawatte im Klub herum? Dieses Frühstück mit Julia wird ihm den Rest geben. Er wird Papa um ihre Hand bitten, bevor sie zurückkommen — darauf wette ich mit Ihnen drei gegen eins, um was immer Sie wollen!

Charteris: Um Handschuhe?

Sylvia: Nein, um Zigaretten.

Charteris: Abgemacht! Aber wie denkt sie darüber? Ermutigt sie ihn?

Sylvia: Oh, die übliche Sache. Sie ermutigt ihn gerade so viel, um es jeder anderen Frau unmöglich zu machen, ihn zu kriegen.

Charteris: Ganz richtig. Ich verstehe. Nun hören Sie mich an, ich will sprechen wie ein Philosoph. Julia ist auf jedermann eifersüchtig — auf jedermann. Wenn Ihre Schwester Sie mit Paramore flirten sähe, würde sie sofort beginnen, ihn zu schätzen. Sie könnten sich ein bißchen aufspielen, Craven, mir zuliebe — ja?

Sylvia (sich erhebend): Sie sind zu entsetzlich, Leonard. Schämen Sie sich. Immerhin, alles um einen Ibsen-Kameraden zu verbinden. Ich werde Ihre Angelegenheit im Auge behalten. Aber ich glaube, es wäre wirkungsvoller, wenn Sie Grace dahin brächten, das zu tun.

Charteris: Glauben Sie? Hm! Sie mögen recht haben.

Klubpage (von außen, wie zuvor): Dr. Paramore, Dr. Paramore, Dr. Paramore —

Sylvia: Man sollte die Stimme dieses Knaben zivilisieren, es ist eine Schmach für den Klub. (Sie geht in die Nische zu Ibsens Linken.)

Der Klubpage (tritt ein; er hält das „British Medical Journal" in der Hand.)

Charteris (den Pagen rufend): Dr. Paramore ist im Speisezimmer.

Der Klubpage: Ich danke Ihnen, Herr Charteris. (Er ist im Begriff, in den Speisesaal zu gehen, als Sylvia auf ihn zustürzt.)

Sylvia: Heda, woher haben Sie diese Zeitung? Sie gehört in dieses Zimmer.

Klubpage: Auf Dr. Paramores besonderen Befehl muß ihm das „British Medical Journal" immer sogleich gebracht werden, wenn es kommt, Fräulein Craven.

Sylvia: So eine Frechheit! Charteris, sollten wir diesem Unfug nicht grundsätzlich ein Ende machen?

Charteris: Gewiß nicht. Grundsätze sind die geringste Ursache, die ich kenne, sich etwas zu vergeben.

Sylvia: Pah! Ibsen!

Charteris (zum Klubpagen): Fort mit dir, mein Junge, Dr. Paramore ist in atemloser Erwartung.

Klubpage (ernst): Wahrhaftig, Herr? (Er eilt fort.)

Charteris: Dieser Kleine wird seinen Weg in England machen. Er hat keinen Sinn für Humor. (Grace kommt herein. Ihr Kleid, sehr bequem und praktisch, hat den Zweck, ohne die geringste Rücksicht auf die Mode ihr zu gefallen, obgleich das sorgfältige Interesse für ihre persönliche Eleganz keineswegs außer acht gelassen wurde. Sie tritt lebhaft ein, wie eine gewöhnlich sehr beschäftigte Frau.)

Sylvia (zu ihr eilend): Da sind Sie endlich, Tranfield, altes Mädchen. Ich habe seit einer Stunde auf Sie gewartet. Ich sterbe vor Hunger.

Grace: Schön, schön. (Zu Charteris.) Haben Sie meinen Brief erhalten?

Charteris: Ja. Wenn Sie nur nicht auf dieses blaue Papier schreiben wollten!

Sylvia (zu Grace): Soll ich voraus gehen und einen Tisch bestellen?

Charteris (die Antwort aus Graces Mund vorwegnehmend): Tun Sie das, alter Knabe.

Sylvia: Bleiben Sie nicht zu lange. (Sie geht in den Speisesaal.)

Grace: Nun?

Charteris: Ich fürchte mich, dir zu begegnen seit gestern abend. Kannst du dir eine entsetzlichere Szene vorstellen? Verabscheust du seither nicht schon meinen bloßen Anblick?

Grace: Oh nein.

Charteris: Das solltest du aber. Oh! es war fürchterlich — eine Beleidigung — eine Schmach. Ein schönes Ende haben sie gefunden, alle meine Pläne, dich glücklich zu machen — dich zu einer Ausnahme vor allen anderen Frauen zu erheben, die schwören, daß ich sie unglücklich gemacht habe.

Grace (setzt sich, sanft): Ich bin durchaus nicht unglücklich. Ich bin traurig, aber es wird mir das Herz nicht brechen.

Charteris: Nein, du hast ein tüchtiges Herz; du schreist und weinst nicht jedesmal, wenn es weh tut. Das ist der Grund, warum du die einzig mögliche Frau für mich bist.

Grace (kopfschüttelnd): Jetzt nicht mehr. Niemals.

Charteris: Niemals?! Was meinst du damit?

Grace: Was ich sage, Leonard.

Charteris: Wieder kokett! Der Wankelmut der Frauen, die ich liebe, ist nur mit der teuflischen Begehrlichkeit der Frauen, die mich lieben, zu vergleichen! Gut, gut! Ich sehe, wie es steht, Grace, du kannst diese entsetzliche Szene von gestern abend nicht vergessen. Du hörst sie noch sagen, daß ich sie in den letzten zwei Tagen geküßt habe.

Grace (erhebt sich heftig): Ist das vielleicht nicht wahr gewesen?

Charteris: Wahr! Nein, es war eine verdammte Lüge.

Grace: Oh, das freut mich aber sehr. Das war das einzige, was mich wirklich geschmerzt hat.

Charteris: Das ist ja der Grund, warum sie es gesagt hat. Wie anbetungswürdig von dir, daß dir daran etwas liegt, mein Liebling. (Er ergreift ihre Hände und drückt sie an seine Brust.)

Grace: Merk dir das, zwischen uns ist alles aus.

Charteris: Ach ja, du hältst mein Herz in deinen Händen, brich es. Wirf mein Glück zum Fenster hinaus.

Grace: Oh, Leonard, hängt dein Glück wirklich von mir ab?

Charteris (zärtlich): Unbedingt. (Sie strahlt vor Entzücken. Bei diesem Anblick kommt ein plötzlicher Umschwung über ihn; er weicht zurück, läßt ihre Hände fallen und ruft) Ach nein, warum sollte ich dich so belügen? (Er verschränkt die Arme und fügt fest hinzu) Mein Glück hängt von niemandem als von mir selbst ab. Ich kann auch ohne dich leben.

Grace (sich beruhigend): Das sollst du auch. Und ich danke dir für die Wahrheit. Jetzt will ich dir die Wahrheit sagen.

Charteris (die Arme voll Entsetzen aus ihrer Verschränkung lösend): Nein, ich bitte dich, tu das nicht. Als Philosoph ist es meine Sache, den andern die Wahrheit zu sagen, aber es ist nicht die Sache der andern, sie mir zu sagen. Ich mag nicht, es schmerzt.

Grace (ruhig): Oh, ich will dir nur sagen, daß ich dich liebe.

Charteris: Ah, das ist keine philosophische Wahrheit. Das kannst du mir sagen, so oft du willst. (Er schließt sie in seine Arme.)

Grace: Ja, Leonard, aber ich bin ein vorgeschrittenes Weib. (Er hält inne und schaut sie mit einiger Bestürzung an.) Ich bin das, was mein Vater „die neue Frau" nennt. (Er läßt sie los und starrt sie an.) Ich stimme mit allen deinen Ansichten vollkommen überein.

Charteris (entsetzt): Das ist aber sehr schön für eine anständige Frau! Du solltest dich wirklich schämen.

Grace: Ich meine es mit diesen Dingen sogar vollkommen ernst, obgleich du das nicht tust. Und ich werde niemals einen Mann heiraten, den ich zu sehr liebe. Das würde ihm einen entsetzlichen Vorteil über mich einräumen. Ich wäre vollständig in seiner Gewalt. So ist's um „die neue Frau" bestellt. Hat sie nicht recht, Herr Philosoph?

Charteris: Der Kampf zwischen dem Philosophen und dem Manne ist fürchterlich, Grace. Aber der Philosoph gibt zu, daß du recht hast.

Grace: Ich weiß, daß ich recht habe. Und deshalb müssen wir scheiden.

Charteris: Durchaus nicht. Du mußt einen anderen Mann heiraten; und ich werde dann zu euch kommen und dir den Hof machen. (Sylvia kehrt zurück.)

Sylvia (die Tür offen haltend): Oh, kommen Sie doch endlich, Grace! Ich sterbe vor Hunger.

Charteris: Ich auch. Ich werde mit euch frühstücken, wenn ihr wollt.

Sylvia: Das hab' ich mir gleich gedacht. Ich habe drei Gedecke bestellt. (Grace geht hinaus. Sylvia fährt, zu Charteris gewendet, fort:) Sie können Paramore von unserm Tisch aus beobachten, er tut so, als ob er das „British Medical Journal" läse, aber er scheint sich für das Wagnis vorzubereiten, er sieht ganz grün aus vor Nervosität. (Sie geht hinaus.)

Charteris: Ich wünsche ihm Glück. (Er folgt ihr.)

Vorhang. (Fortsetzung folgt.)

Die Witwe.

Von Felix Hollaender. [Schluß]

In der Folgezeit traf ich ihn oft bei der Witwe. Mit einer gewissen unaufdringlichen Geschicklichkeit hatte er sich zu ihrem Famulus gemacht. Er besorgte für sie alle Kommissionen, erledigte mit Feuereifer ihre Angelegenheiten und wachte mit Eifersucht darüber, daß kein anderer ihm bei diesen Dingen in die Quere kam. So wurde er ihr allmählich unentbehrlich. Ich sah mit einem stillen Lächeln seinem Treiben zu und wollte mich völlig zurückziehen, um ihn in seinen Plänen nicht durch meinen Anblick zu stören. Das scheiterte indessen am Widerstande der Witwe. So bereitwillig sie ihm willfahren ließ, so wohl ihr seine Fürsorglichkeit tat — es gab doch Dinge, über die sie nur mit mir sprechen konnte. Und diese Dinge bezogen sich jedesmal auf das Liebesleben des Verstorbenen, unter dem sie noch nach seinem Tode zu leiden hatte. Es kamen in der ersten Zeit beständig aus allen Windrichtungen Briefe seiner Freundinnen, die nicht wußten, daß er gestorben war. Es war erstaunlich, wie er es fertig gebracht hatte, alle seine Beziehungen zu pflegen und aufrecht zu erhalten.

Jeder dieser Briefe erbitterte sie von neuem und schürte ihren Haß. Es dauerte lange, ehe sie sich beruhigte. Einmal sagte sie zu mir, sie käme erst jetzt zu der Erkenntnis, was sie für ein Sklavendasein in ihrer Ehe geführt hätte. Sie besinne sich jetzt erst auf sich selbst, und daß sie ein Wesen mit eigenem Denken, Fühlen und Handeln sei. Sie feiere, schloß sie seltsam lächelnd, ihre Auferstehung auf Erden.

Ich hörte mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung ihre Klagen an, und sie mochte wohl merken, daß die Art, wie sie den Toten aus ihrem Gedächtnis zu tilgen und zu überwinden suchte, wie sie ihn über das Grab hinaus noch verantwortlich machte, anklagte und verurteilte, mich ihr entfremdete und von ihr abstieß. Dabei lag doch in ihrem herben Wesen ein leidenschaftliches Empfinden und ein starkes, gesundes Fühlen, dessen Reiz ich mich andererseits nicht entziehen konnte. Sie gehörte offenbar zu den Frauen, die den geliebten Mann so fest umschlingen, so gewaltsam an sich ziehen, daß er sich nicht mehr zu rühren vermag. Sie möchten jede seiner Regungen, jeden seiner Gedanken besitzen. Einen solchen Zustand aber hatte mein Freund mit seinem unaufhaltsamen Drange zur Freiheit nicht zu ertragen vermocht. Sobald jemand versuchte, ihm Handschellen anzulegen, zerbrach er mit leichter Hand und ohne jeden Gewissensbiß das Band, das ihn fesseln sollte. Schon der Gedanke, daß irgend eine Seele ein dauerndes Besitzrecht auf ihn ausüben, auf sein Innerstes Beschlag legen, ihn kontrollieren wollte, konnte ihn bis zum äußersten Widerstand treiben. Mit den Frauen, die sich nicht mit dem begnügten, was er ihnen freiwillig gab, war er fertig. Freilich, für die Ehe war er von vornherein verpfuscht gewesen.

Der Spitzbäuchige war über die kleinen Verstimmungen, die sich zwischen mir und der Witwe auftaten, nicht wenig erfreut. Auf eine etwas täppische Art suchte er mich sanft aus ihrem Hause zu drängen. Er fing plötzlich an, im Pluralis Majestatis zu sprechen.

„Wir können doch nicht verlangen," sagte er, „daß Sie Ihre kostbare Zeit für uns opfern. Wir wissen Ihre Fürsorge zu schätzen — aber sie drückt uns."

Dabei machte er eine so geschäftige und geheimnisvolle Miene, war immer mit Paketen beladen, wenn er die Treppen hinaufkeuchte und bei seinem asthmatischen Zustande kaum zu

atmen vermochte, daß ich, durch die unfreiwillige Komik, die von ihm ausging, belustigt, seine lächerliche Anmaßung übersah. Er machte im geeigneten Moment immer ein so schlaues, diskretes Gesicht, das etwa auszudrücken schien: „Lieber Freund, ich wäre wohl in der Lage, Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen, Sie müssen sich jedoch noch etwas gedulden."

Ich konnte ihm nicht gram sein, selbst als er mir auf eine furchtbar komische und schüchterne Art zu verstehen gab, daß meine Anwesenheit einigermaßen störend empfunden würde. So eine gutmütige und behagliche Pfiffigkeit lag über seinem Wesen — die Schlauheit, über die etwas beschränkte Menschen in wichtigen Abschnitten ihres Lebens zu verfügen pflegen.

So erklärte ich ihm denn, daß ich, für die nächsten Monate durch allerhand Arbeiten in Anspruch genommen, mich zurückziehen müßte. Er drückte mir strahlend die Hand.

Dann kam der Sommer, ich ging auf Reisen und unmittelbar darauf ins Ausland, wohin mich wichtige Geschäfte riefen. Als ich nach längerer Zeit zurückkehrte, fand ich seine Vermählungsanzeige mit der Witwe vor. Sie waren bereits ein halbes Jahr verheiratet.

Der Verstorbene tauchte vor mir auf. Obwohl ich wußte, wie schlecht er mit ihr gelebt hatte, war es mir doch ein fatales Gefühl, sie in den Armen eines anderen zu wissen. Der Teufel mag mich holen — aber so etwas ist nach meinem Empfinden unästhetisch. Es war für mich ausgeschlossen, bei ihr zu verkehren. In allen Ecken würde ich meinen Freund sehen, wie er mit sarrkastischen Blicken seinen dicken Nachfolger musterte. Ich schrieb also an die Neuvermählten die üblichen Glückwünsche, deren Verspätung ich erklärte.

Die Geschichte war damit für mich abgetan, und ich glaubte kaum noch, daß ich jemals den Weg dieser beiden Menschen kreuzen würde. Da eines Tages klingelte es bei mir, und er schickte seine Karte herein.

Ich muß ein entsetzlich verblüfftes Gesicht bei seinem Anblick gemacht haben. Denn er lächelte weinerlich und nickte dabei beständig mit dem Kopfe. Der Mensch war total verändert. Er sah mager und elend aus, keine Spur mehr von einem Bauch. Sein Gesicht war lappig geworden und zuckte beständig. Er stand in ratloser Verlegenheit vor mir und suchte vergeblich nach einer passenden Einleitung. Erst brachte er unverständliche Laute hervor, dann machte er allgemeine Redensarten. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus, während er ununterbrochen mit einem zerknitterten Taschentuche über seine Stirn fuhr. Ich müßte zu ihm kommen. Sein ganzes Lebensglück stände auf dem Spiele, er hielte es nicht mehr länger aus. Er wüßte nicht, was mit seiner Frau wäre. Sie behandelte ihn wie . . . . . einen Hund, stieß er leise hervor, obwohl er ihr jeden Wunsch erfüllte, bevor er noch ausgesprochen sei. Er begreife einfach nicht, was in sie gefahren sei. Sie hätten alles, um sich das Leben angenehm zu machen, sie könnten behaglich und ohne Sorgen existieren. Und dennoch habe er keine ruhige Stunde in seinem Hause. Wie gesagt, er begreife es nicht. Dabei knöpfte er sich nervös seinen Rock auf und zu und sah mich mit seinen kleinen, zwinkernden Augen hilflos an. Schließlich nahm er mir trotz meines Sträubens das Wort ab, daß ich am nächsten Abend zu ihm kommen würde.

Ich werde den Abend nicht vergessen. Er saß wie ein geduckter Hund bei Tisch und schielte bei jedem Wort, das er sprach, furchtsam zn ihr hinüber. Sie behandelte ihn auf eine niederträchtige Art und Weise. Er konnte sagen, was er wollte, sie wies ihm sofort nach, daß es eine ausgemachte Dummheit war. Er hing ängstlich an ihren Augen, jedes

ihrer Winke gewärtig. Ein verprügeltes Kind konnte nicht demütiger sein. Einmal versuchte er eine schüchterne Zärtlichkeit. Sie wies ihn so verächtlich und von oben herab in seine Schranken, daß er sofort zurückwich. Es war ein jämmerlicher Anblick. Als sie einen Moment das Zimmer verließ, raunte er mir flehend zu:

„Ich geh jetzt fort. Sie müssen mit meiner Frau sprechen!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, war er verschwunden.

Ich saß ihr eine Weile schweigend gegenüber und betrachtete sie forschend. Sie war noch immer eine Frau, die sich anschauen lassen konnte. Aber auch ihre Züge waren von einer fahrigen Unruhe beherrscht. Die zweite Ehe mit dem Spitzbäuchigen schien ihr nicht gerade sonderlich bekommen zu sein.

Jedenfalls war sie nichts weniger als heiter und glücklich.

„Er hat Ihnen wohl einen Auftrag gegeben?“ fragte sie mich unvermittelt brüsk und spöttisch.

Ich aber schwieg und blickte ihr statt aller Antwort gerade und herausfordernd ins Gesicht. Mein prüfender Blick machte sie verlegen.

„Sie fixieren mich ja wie ein Staatsanwalt!“

„Und Sie sprechen zu mir wie ein schuldiger Angeklagter!“

Sie lachte feindselig auf.

„Wie ist denn das nur möglich? Ich dachte, Sie hätten nun Ihr Glück und Ihre Freude auf Erden und statt dessen ...“

„Statt dessen?“ wiederholte sie.

„Statt dessen macht es auf mich den Eindruck,“ ergänzte ich in völliger Ruhe und mit einem leisen Hohn, den sie wohl heraushören mochte, „als ob Sie tiefer in der Tinte säßen denn je!“

„Meinen Sie?“

„Ich meine allerdings!“

Sie stand auf, trat an mich heran, und tief aufatmend sagte sie:

„Nun gut, es ist wahr, ich leugne es nicht. Was weiter? Was wollen Sie eigentlich?“

„Sie sind im Irrtum,“ erwiderte ich kalt, „wenn Sie annahmen, ich hätte den Wunsch, mich in ihre Angelegenheiten zu drängen.“

Ich wollte eine Verbeugung machen und mich entfernen. Sie aber hielt mich zurück.

„Nein, nein, es ist gut, daß Sie da sind. Ich brauche einen Menschen, zu dem ich reden kann. Ich habe das Bedürfnis, mich einmal auszusprechen. Also es ist wahr,“ fuhr sie, sich überstürzend, fort, „ich kann mit diesem Menschen nicht länger zusammensein, ohne zu ersticken. Ich kann nicht!“ wiederholte sie und sah mich vergrämt an. „Sie begreifen das nicht. Nun gut! Ich werde es Ihnen erklären. Ich kann mit diesem Menschen nicht leben, obwohl er mich auf Händen tragen möchte und meine Schuhsohlen küssen würde, wenn ich es verlangte. Ich sehe —“ fuhr sie leiser fort und wandte sich ab, „immer meinen Mann. Und wenn ich dann die beiden vergleiche, so überläuft es mich. Ich habe nicht gewußt, was er mir war. Er hat mich mißhandelt und gequält, aber es gab doch Zeiten, wo er zu mir gut und freundlich war. Und wie konnte er dann sein! Das läßt sich ja nicht aussprechen. Es ging einem ins Blut. Er riß einen mit sich fort, er erfüllte

einen ganz. Ich begreife jetzt, daß die Frauen an ihm gehangen haben. Denn man vergißt nicht, was er zu geben vermochte. Und wie zärtlich war er mitunter, und wie verstand er sich auf Zärtlichkeiten. Und in seinen Augen hatte er etwas so wundervoll Leuchtendes und Funkelndes ..... Gibt es denn überhaupt noch einmal solche Augen auf Erden? ..... Und dieser plumpe Junge da," sie wies auf die Tür, „glaubt, daß das so einfach sei, bildet sich ein, man brauche bloß eine Frau ....."

Sie machte eine Gebärde des Abscheus und brach ab. Dann aber fuhr sie heftig fort:

„Das ist ja ein Plebejer, der mich mit seinen Junggesellenzoten anödet und verletzt."

Und mit einem wehmütigen, in der Erinnerung an den Verstorbenen beinahe koketten Lächeln setzte sie hinzu:

„Er hat mir gewiß auch allerhand gewagte Sachen erzählt. Aber wie hat er das getan! Mit welchem Charme! Und immer zur richtigen Stunde — im richtigen Augenblick und dabei stets diskret — in der Pointe sofort abbrechend, wenn er nur glaubte, es könnte — — ach Gott, wie soll man darüber reden. Kann man denn Wasser mit Feuer vergleichen!"

Auf einmal wandte sie sich mit vollem verstörten Gesicht mir zu:

„Wenn man mit ihm zusammengelebt hat, so ist man für jeden anderen verpfuscht. Er hatte eben eine Kultur und eine Art, die sich nicht schildern lassen. Er löste Dinge und Empfindungen in einem aus, durch die man erst auf sich selbst kam. Das alles habe ich nicht gewußt! Das alles ist mir jetzt erst klar geworden. Ich kann die Vertraulichkeit dieses Menschen nicht ertragen," stieß sie erregt hervor. „Er widert mich an — er erinnert mich an das, was ich verloren habe!"

Sie schwieg eine Weile und nach einer Pause:

„Ich bin, um mir völlig klar zu werden, bei einigen seiner Freundinnen gewesen. Ich kann Ihnen sagen, keine hat ihn vergessen. Sie hängen an ihm, obwohl jede weiß, daß er sie mit einer anderen hintergangen hat. Er gehörte zu den Männern," schloß sie leise, „denen man das Betrügen verzeihen muß, weil sie einem trotz alledem so unendlich viel zu geben vermögen. Ich habe ihm das Leben sauer gemacht, weil ich ihn und mich nicht begriff!"

Sie atmete tief auf.

„Es ist gut, daß ich mich einmal ausgesprochen habe. Der Mensch braucht das, wenn er nicht ersticken soll. Nun bitte ich Sie noch um eines. Sagen Sie ihm, daß er in die Scheidung willigen soll. Sagen Sie ihm, es ist zu seinem eigenen Besten!"

Ich versprach es ihr, und sie verabschiedete sich von mir mit einer leichten Verneigung des Kopfes, ohne mir die Hand zu reichen.

Auf dem Nachhausewege dachte ich über die Frauen im allgemeinen und insbesondere über die meines Freundes nach und fand, daß man niemals aus ihnen klug wird.

Ein Jahr später war die Ehe zwischen den beiden geschieden.

Rundschau

Börse.

Standard Oil. Der unerschrockene Roosevelt hat in seinem Feldzuge gegen die großen Trusts wieder einen Sieg erfochten. Die Standard Oil Company ist vom Bundesgericht zu Chicago wegen Verletzung der Trust-Gesetze in 1463 Fällen zu mehr als 29 Millionen Dollar Geldstrafe verurteilt worden. Ob das Urteil sich in einer höheren Instanz wird aufrecht erhalten lassen, ist freilich noch recht fraglich. Das Zerlegen einer jahrelang fortgesetzten Gesetzesverletzung in mehrere tausend Einzelfälle ist zwar das einzige Mittel, um dem Trust eine wirklich empfindliche Geldstrafe zudiktieren zu können; juristisch ist dieses Verfahren aber überaus anfechtbar, denn es verletzt den Fundamentalsatz „n bis in idem" und bestraft den Trust dafür, daß der öffentliche Ankläger nicht schon früher den Mut gefunden hat, gegen ihn vorzugehen. Das System der gesetzwidrigen Frachtrabatte, das den Oeltrust allen seinen Konkurrenten gegenüber in Vorteil setzt, datiert ja nicht von heute und gestern, sondern von 1872; damals war die Standard Oil Co. noch eine Petroleum-Raffinerie wie Dutzend anderer Raffinerien und ohne den Monopol-Charakter, den sie zehn Jahre später annahm. Es wäre zu jener Zeit ein leichtes gewesen, jede illegale Handlungsweise der Gesellschaft und ihres Leiters Rockefeller zu inhibieren. Machtmittel genug standen jedem Einzelstaate zu Gebote, in dem die Standard Oil Co. ihre Geschäfte betrieb, und auch die Bundesregierung hat schon seit siebzehn Jahren in der Interstate Commerce law eine Handhabe zu gerichtlichem Vorgehen. Es sind denn auch wiederholt Anläufe genommen worden, um dem Rockefellerschen System ein Ende zu machen, diesem konsequent durchgeführten Prinzip der Totkonkurrenzierung jeglichen Wettbewerbs. Eine skrupellose Preispolitik, das Frachtabkommen mit den großen Bahnen und ein Netz von Rohrleitungen, die nur den der Standard Oil tributpflichtigen Gesellschaften zur Benutzung freigegeben sind, das sind die Hauptwaffen Rockefellers. Der Staat Ohio hat im Jahre 1892 versucht, ihm die Waffen aus der Hand zu schlagen, aber ohne Erfolg. Der Trust mußte freilich in Ohio formell liquidieren, tat das aber nur, um im Staate New Yersey neu aufzuerstehen. Und wenn es gelungen wäre, den Trust in Amerika völlig zu unterdrücken, so hätte er wahrscheinlich als englische Gesellschaft seine Geschäfte nach wie vor betrieben. Soweit ist es aber nie gekommen, denn zu einem wirklich energischen und nachhaltigen Vorgehen hat sich bisher weder ein Einzelstaat noch die Bundesregierung aufschwingen können.

Man führt das gern auf die amerikanische Korruption zurück und behauptet, der rollende Dollar sei schuld daran, daß trotz aller Spezialgesetze die Exekutive dem Trust gegenüber versage. Das ist aber nicht richtig. Die Korruption ist in den Vereinigten Staaten gewiß so groß und größer als anderwärts, aber sie kann ein so allgemein und so ingrimmig gehaßtes Unternehmen, wie es die Standard Oil Co. ist, nicht vor dem Richter schützen. Alles was man mit Bestechungsgeldern erreichen kann, sind kleine Gelegenheitsvorteile: hier ein Frachtnachlaß, dort eine Steuerminderung, ab und zu auch einmal ein Verteidigungswort im Senat. Für solche gelegentlichen Dienste zahlt der Trust alljährlich ansehnliche Summen, und er läßt sich auch die Präsidenten- und Senatoren-Wahlen etwas kosten. Aber da alle Welt das weiß, erreicht er bei wirklich wichtigen Anlässen nur das Gegenteil von dem Gewollten; man stimmt und handelt nicht für, sondern gegen die Trustinteressen, nur um ja recht deutlich zu dokumentieren, daß man unbestochen und unbestechlich ist. Wenn man nichtsdestoweniger den Praktiken der Standard Oil-Leute bisher kein Ende hat machen können, so liegt das daran, daß hier Kräfte tätig sind, gegen die keine Gesetzgebung und kein Richter etwas vermag. Das zeigt auch das jetzt gegen den Trust ergangene Urteil; man braucht sich nur seine Konsequenzen klar zu machen, um den Schlag ins Wasser deutlich zu erkennen. Die Sachlage ist folgende: Rockefeller hat sein enormes Vermögen von mehreren Milliarden hauptsächlich in Bahnaktien angelegt und als Großaktionär die Verwaltungen gezwungen, das Petroleum der Standard Oil Co. für den dritten Teil des Normalfrachtsatzes zu befördern. Das spart ihm jährlich viele Millionen. Allein bei der New York Central-Bahn soll er 1 Million Dollar Frachtnutzen haben; bei der Chicago-Alta-Bahn dürfte der ersparte Betrag ein noch höherer sein. Von den 40 Prozent Dividende, die der Standard Oil-Trust für das letzte Jahr verteilen konnte, entspringt so ein ganz erheblicher Teil solchen vom Gesetz ausdrücklich verbotenen Frachtnachlässen. Erlangt das jetzt ergangene Chicagoer Urteil Gesetzeskraft, so ist es künftig mit solchen Extraprofiten vorbei, und das Haupt-Drangsalierungsmittel, mit dem bisher Rockefeller die Konkurrenz bekämpft hat, kommt in Fortfall. Damit hat man aber nur einen rein äußerlichen Erfolg errungen, der praktisch

ohne jeden Belang ist. Denn es gibt zahlreiche Mittel und Wege für den Trust, um die drohende Frachtverteuerung von sich abzuwenden.

Das nächstliegende Mittel ist der Bau neuer Röhrenleitungen von den Oelfundstätten zu den Raffinerien, und von diesen zum Meer. Diese „Pipe-lines" sind die gefürchtetsten Konkurrenten der Eisenbahnen, denn der Oeltransport stellt sich hier weit billiger als beim Verfrachten in Petroleum-Tankwagen. Deshalb ist es auch ein Irrtum, zu glauben, daß lediglich der große Aktienbesitz Rockefellers, sein Einfluß und seine Schmiergelder dem Trust die großen Frachtrabatte verschafft haben. Die notorische Skrupellosigkeit und smartness des Oelkönigs dürften auf die Entschließung der Bahndirektoren einen weit geringeren Druck ausgeübt haben als das simple Rechenexempel, welche Frachtmengen den Bahnen verloren gehen würden, wenn die Standard Oil Co. eigene Röhren legen wollte. Es bedurfte also nur einer Drohung mit neuen „Pipe-lines", um die Bahnen gefügig zu machen. Nun enthält allerdings das neueste Frachtraten-Gesetz die Bestimmung, daß öffentliche Röhrenleitungen als Transportmittel im Sinne des Gesetzes anzusehen sind. Demnach würden auch hier alle Frachtvorteile entfallen, und der Trust müßte fremdes Petroleum ebensogut durch seine Röhren leiten wie sein eigenes — wenn er nicht die Klugheit besäße, seine „tubes" nur über eigenen Landbesitz zu führen und sie so durchaus zu seinem Privateigentum zu machen. Die meisten Röhren der Standard Oil Co. sind dadurch allen anderen als den rein ordnungspolizeilichen Vorschriften entzogen und können zum ausschließlichen Vorteil des Trusts benutzt werden. Dagegen steht dem Staate kein Machtmittel zur Verfügung, und deshalb würde selbst die ultima ratio der Antitrust-Politik, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, wirkungslos bleiben. Roosevelt ist denn auch ein entschiedener Gegner der Verstaatlichung.

So bedauerlich es auch ist: den großen Trusts ist beim allerredlichsten Willen nicht beizukommen. Alle behördlichen Maßnahmen, alle Gelegenheitsgesetze scheitern an der einfachen Tatsache, daß das enorme Kapital, das in den Trusts arbeitet, sich dank seiner natürlichen Schwerkraft immer wieder durchsetzt. Selbst Radikalmittel verschlagen nicht. Das hat der demokratischeste aller Bundesstaaten, Kansas, erst vor ein paar Jahren einsehen gelernt. Auch damals richtete sich die Aktion gegen den Standard Oil-Trust. In Kansas waren zahlreiche ergiebige Oelquellen erbohrt worden. Um das Oel keiner externen Raffinerie in die Hände fallen zu lassen, erklärte sich die dem Standard Oil-Trust angehörende Prairie Oil and Gas Co. bereit, eine 250 km lange Röhrenleitung nach Kansas-City zu legen und für jede Tonne Rohöl 1 Dollar zu zahlen. Kaum war indes die Leitung fertig und das Monopol der Standard Oil Co. etabliert, als die Prairie Oil Co. den Preis um mehr als 50 Prozent herunter-setzte. Für den Staat handelte es sich nun darum, das Monopol des Trusts zu brechen. Die Regierung beschloß, eine eigene Raffinerie zu bauen und das Oel durch Sträflinge bearbeiten zu lassen; sie erklärte die Röhrenleitung des Trusts zum öffentlichen Verkehrsmittel, setzte die Oelfrachten der Bahnen zwangsweise herab und unternahm sogar eine gesetzliche Festlegung des Mindestpreises für Oel. Man sollte meinen, daß der Oeltrust vor einer mit solchen Mitteln arbeitenden staatlichen Konkurrenz die Segel hätte streichen müssen. In Wirklichkeit kam es aber ganz anders. Der Trust stellte sofort seinen ganzen Betrieb in dem sozialistischen Kansas ein, und das Oel der Grubenbesitzer war im selben Moment unverkäuflich. Bis die staatliche Raffinerie hätte fertiggestellt sein können, wären sie samt und sonders bankrott gewesen. Und selbst nach Inbetriebsetzung der Raffinerie wären drei Viertel des erbohrten Oels überschüssig geblieben. Um solche Oelmengen unterbringen zu können, bedurfte es eben einer Land und Welt umspannenden Organisation, wie sie nur die Standard Oil Co. zur Verfügung hat, und die Oelproduzenten waren schließlich froh, als der Trust ihnen ihre staatssozialistischen Gelüste in Gnaden verzieh und ihr Oel wieder zu raffinieren versprach. So endete die erste und einzige wirklich energische Aktion gegen den Trust.

Der Kampf gegen die Trusts wird stets ein vergeblicher bleiben, denn er ist in Wirklichkeit kein Kampf gegen eine besonders ausbeuterische Form des Unternehmertums, sondern ein Kampf gegen das *Kapital*, das heute in dieser, morgen in jener Form auftritt. Wenn man das Gefäß zerstört, bleibt immer der Inhalt, der sich eine neue Hülle baut. Da gibt es nur eins: Expropriation. Und zu diesem Kraftmittel der Sozialisten dürfte sich der republikanische Drachentöter Roosevelt schwerlich je verstehen, wenn er auch auf dem besten Wege dazu ist; denn er bereitet jetzt eine Erbschaftssteuer vor, die den großen Kapitalien beim Erbgange ein Stück abhauen soll.

Alfred Lansburgh.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn Robert Feist, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 13. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.